

nglas
rmengrößen
eren Glasarten
ager Lieferbar
hse & Co.
asse 56/57 — Rut 5195
ndlung

PEN

en

5.00 Mark

tensöhne
Büchel

?

schlimm. Schon nach
re blauegebrannte
schneeweiß und

leger
benutzen!

Komplet te 110 Hg.

Bestiede

Elber 100 gr. Auf-
lage, majest. voll-
freie Ringe, mod.
Wurfer zu 99, 95,
evtl. Ratengahlung.
30 Jahre Garantie.
Angab. mit. 9 517
an die Geschäfts-
stelle bei. Zeitung.

Schlafzimmer

Komplett. schöner
Eichenton aus Oa-
ranticholz. Stütz-
schranke, 2 Betten,
1 Pfeilerkommode
mit 8 teil. Spiegel,
2 Kronl., 2 Stühle,
mit Matratzen
nur 275.—
Winkel-Tisch-
Stuhlgruppe, auf 25.
Ausstellung. Neuf.
Oberstraße 73/75.

Herde und

Defen
gebr. stets vor-
rätig.
In Friedrichs-
straße 140.

Wohnung

zu vermiet. dann
eine Anzeige in
die weiterverbreitete
R. G. R.

gs-
e

irkung auf den
eigebüht. Sie ist
etwa nur eine
nizes herbeizu-
ornehmlich die
satzmenge zu
igung des Um-
dadurch Erhö-
es, gibt dem
t das Tempo,
itsbeschaffung

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr 5 — Sonntag, 3. Februar 1935

Landwinter.

Es ist stille Winterszeit.
Die Welt liegt draußen eingeschneit
Und eingefroren.
Des Leben zog sich sacht hausein
Und hockt am Herd, in Träumerei'n
Und in Erinnerung verloren.
Wohl manchmal kündigt Schellengeläut
Vom Leben draußen im Lande weit —
Dann lugt es hinter den Scheiben
Und sieht, wie der Schnee unaufhörlich rinnt
Und immer dichter die Decke spinnt
Im wirbelnden Flockentreiben.
Und sieht noch eine Weile zu
Dem Weben und Wehn, dann hockt es in Ruh
Wieder am warmen Herde.
Das Läuten hat kaum die Stille gestört,
Und eh' nicht die Sonne vorüberfährt,
Stört keiner den Traum der Erde.

Christoph Flaskamp.

Durst in Schnee und Eis.

Ein winterliches Stimmungsbild mit Tieren.

Von Eva Oelschläger.

Der weiße Schauler hebt sein weitausladendes Geweih in die Höhe, mit gespitzten Lauschern äugt er durchs Kieferngestrüpp. Ein Eichelhäher, der geschwätzigste unter den Waldbewohnern, aber gleichzeitig auch der Eichenwald-Sümmann, fliegt aufgeregter von Baum zu Baum und warnt das Wild. „Gebt acht, ein Mensch kommt, gebt acht!“

Der immer fleißige Specht sieht nur Sekundenlang von seiner Arbeit hoch, um gleich wieder weiter zu klopfen. Ein Mensch kann ihm ja nichts anhaben. Die schlanke Kiefer erzittert, der Fischhändler kehrt in sein hohes Nest zurück. Empört erheben sich einige Kieferschwärmer, die eigenartigen Waldschmetterlinge in ihre grauen Kleider. Rohwild verhofft, und lautlos verschwindet ein Fuchs, dessen fröhlich erhobene Lunte sich schnell zur Erde senkt.

Der Mensch, der den Wald betritt, ist der Förster. Er lacht vor sich hin. „Meine Kinder eilen vor mir weg.“ Er steigt wieder auf seinen weithin klappernden Leiterwagen. Nixe, sein kleiner Kamerad, kuschelt sich zwischen die Säcke. Seitdem die kleine schwarzseidenhaarige Dackelhündin einmal bei der Fütterung einen Denkkettel auf ihr freches Hundeschnäuzchen erhalten hat, betrachtet sie sich die Bewohner des Waldes lieber aus einer Entfernung von zwanzig Schritten. Gebranntes Kind scheut das Feuer; Hirsche können ganz eckig stoßen.

Der Wind bläst immer heftiger, Schneeflocken bedecken des Försters Pelz. Hans, der brave Fuchs, zottelt über Wurzeln und saudurchwühlte Erde. Weithin muß der Wagen rattern, der dem frierenden Wild Heil und Schutz bringt.

Immer mehr Hirsche kommen dem Förster entgegen, langsam, stolz, Schritt für Schritt. Es ist aber eine halbe Stunde früher als sonst. Langsam zieht der Wagen im Kreis um den Futterplatz. Langgezogen tönt des Försters Ruf durch den Wald: „Kommt, na kommt!“ Ein Einzelgänger mit seinem Mutterwild tritt ganz nah an den Wagen. Das einzige Stück Mutterwild ist schon seit Monaten im Rudel der männlichen Hirsche. Offenbar aus Liebe und Sorge zu ihrem jungen hübschen Sohn. Mit ihren großen Lichtern hängen die Hirsche an dem Gesicht des Försters, der ihnen im Fahren die Säcke ausschüttet. „Hans, sei doch nicht gar so faul!“ fordert der Förster das Pferd zum Weitergehen auf. Auf dem ausgelassenen Weg zum Jagdschloß Hubertusstock wird Bixe zur Erde gelassen. Bald hört der Förster die Dackelhündin Standlaut geben. Hell und jubelnd hat sie Reinekes Bau gestellt. Aber Herrchen pfeift! — Wau, wau, nix ist's mit der Jagd auf meinen Todleind. Ziemlich traurig kehrt Nixe folgsam zurück. Herrchen lacht sie aus. „Räuber du. Das Hegen ist dir wohl ein spanisches Dorf, was?“ Nixe beachtet den Förster aber nicht. Sie ist in ihrer Jagdhundegehe gekränkt! Sie hoppelt weiter durch Schnee und Eis. Aergerlich versucht sie die Eisklumpchen von den Bauchhaaren zu lösen.

Nachdenklich betrachtet der Weidmann den Himmel. „Es gibt böse Kälte.“ Der Fischteich ist zugefroren, Grimmige Kälte legt sich über die einsame Schorfheide. Der Förster macht noch einen Umweg zum Wisentgehege. Hier ruhen die schweren Ur-tiere in tiefen Sandkühlen. Einige äsen das kostbare Heu am

Futterhaus. Befriedigt bemerkt der Förster zum Gehegewürter: „Das dicke Fell der Tiere gibt mir die Beruhigung, daß sie vor Kälte geschützt sind.“

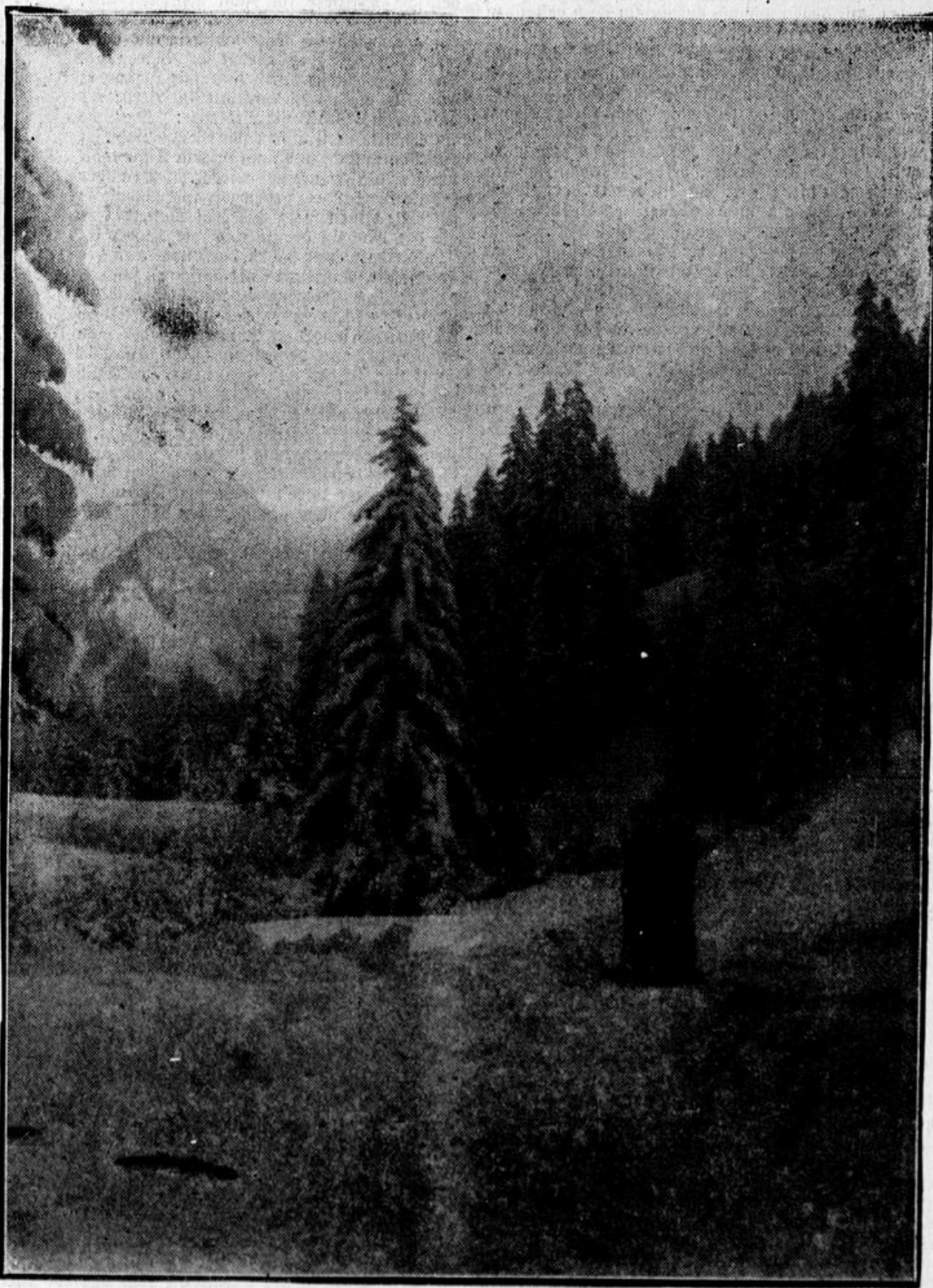
Immer eisiger pfeift der Wind. Hans bringt Herrchen und Nixe im Galopp nach Hause. Aufatmend betritt der Förster das schön durchwärmte Haus, die Dackelhündin kuschelt sich in ein Kissen, und Hans begrüßt wieder seinen warmen Stall.

Um Mitternacht wird der Förster von seiner Frau geweckt. „Hör' doch mal, was für eigenartige Geräusche!“ Schnell springt der Mann in die Höhe, vorsichtig zieht er die Gardine zu Seite, um leise das Fenster zu öffnen. Nach einer Weile sagt er ruhig zu seiner Frau: „Komm doch mal her!“ Und beide betrachten das Wild, das vor des Försters Haus steht und rührend bettelt... Sofort zieht sich der Weidmann an, geht hinaus und öffnet die Scheunentore. Dann schüttet er getrocknete Lupinen und Heu auf die Tenne. In einigen Minuten ist die Scheune gedrängt voll; Körper an Körper, Geweih an Geweih. Noch einige Kartoffeln reicht der Förster einigen, die sich tief vor ihm verbiegen. Dann zieht er langsam die Scheunentür zu, liebevoll, wie ein Vater die Schlafzimmertür seiner Kinder schließt.

Am andern Morgen zieht das Wild wieder in den Wald. Doch bei Einbrechen der Dunkelheit ist der Weg zum Jagdschloß von neuem belebt. Die Tiere haben heute ein ganz eigenartiges Benehmen. Kein Futter rühren sie an. Sie betreten auch die Scheune nicht. Unheimlich knirschen ihre Zähne. Die Aeser sind leicht geöffnet, die Lichter unruhig. Der kleine Hirschjunge

fehlt, wie gestern schon. Frisches Salz verschmähen die Tiere. Dem Förster ist es, als ob sie sprechen möchten. Einige Hirsche wollen wieder im Wald verschwinden. Kurz entschlossen macht sich der Förster auf den Weg zum Fischteich, wo, nach den Spuren zu urteilen, das meiste Wild jetzt hergekommen ist. Und am Ufer des Teiches findet er den jungen Hirsch verendet. Rätselhaft! Verwundet ist er doch nicht. Ist Krankheit unter dem Wild ausgebrochen? Dann verfolgt der Förster die Fährte. Dreimal muß der Hirsch den Teich umkreist haben. Offenbar hat er auch das Eis betreten, dort ist sogar eine verkratzte Stelle. Dann betrachtet der Förster das tote Tier. Plötzlich kommt dem Heger eine Eingebung. Schnell eilt er zurück. Noch immer haben die Tiere nichts angerührt. Unsicher stehen sie herum. Hastig befiehlt der Förster: „Schnell, Tröge zusammenstellen!“ Aus der Küche holen er, seine Frau und die anderen Hausgenossen lauwarmes Wasser und schütten es in die Tröge. Bewegung kommt in das Rudel. Freunde Kehlaute entsteigen ihrem Gaumen, die lechzend nach dem kostbaren Nafz verlangen. Um die Tröge drängen sie sich, schieben rücksichtslos andere hinweg, um vorsichtig das Wasser in sich einzusaugen.

Die Tiere des Waldes hatten vor dem Verdurstenden gestanden, trotz Eis und Schnee. Zufrieden beginnt das Wild zu äsen. Einzelne Tiere suchen sich in der Scheune schon den besten Heuplatz aus. Der Förster hält der Mutter des verendeten Hirsches eine Kartoffel hin. Mit einem bösen Gaumenlaut macht die Alte kehrt und verschwindet in der Scheune.



Im Baader Tal (Allgäu)

Neusser Landstürmer in Kriegsgefangenschaft

Nummer 11

Gute Nachricht in der Zeitung. — Abschied von den Kameraden. — Noch einmal: Verzweiflung. — Allerhand über Kalorien. — Hinter dem rotweißen Schlagbaum. — Freundlicher Empfang in der Schweiz. — Wieder im deutschen Vaterland. — Am Bodensee. — Endlich wieder in der Heimat.

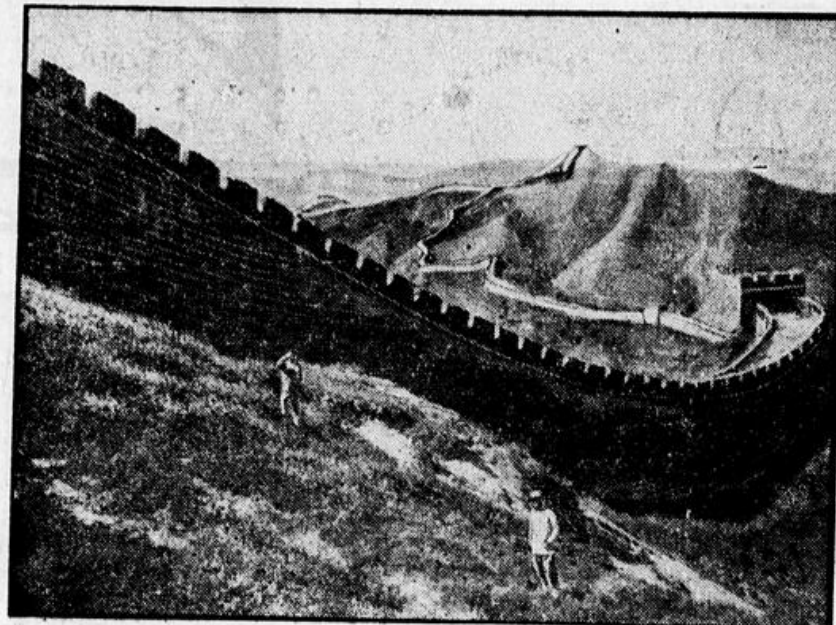
Heimkehr.

Aber endlich, endlich brachte die Zeitung eine für uns gute Nachricht: Einigung über den Austausch der Kriegsgefangenen; die ältesten (der Dauer der Gefangenschaft nach) Gefangenen werden ausgetauscht, Kopf für Kopf und Grad für Grad. Das war ein Jubel im Lager; denn jeder hoffte, später einmal an die Reihe zu kommen. Eines schönen Tages, da kam der lange erwartete Befehl: Drei Mann, darunter ich, mußten sich fertig machen, am folgenden Tag abzureisen. Wohin, das wußte der Sergeant nicht, aber wir wußten's. Wir nahmen herzlichen Abschied von unseren Kameraden und den Pionieren, besonders ihrem Leutnant, der sehr gut zu uns gewesen war, lagten unseren Wackmannschaften, mit denen wir nie auf gutem Fuß gestanden hatten, ein frohliches Lebewohl. Nur das Unentbehrliche nahmen wir mit, das andere bekamen gute Freunde. Das war am 20. Juni; erst zwei Monate später erfuhr ich, daß an demselben Tage fern in der Heimat, mein Vater gestorben war. Der arme Mann hat die Heimkehr seines Sohnes nicht mehr erleben sollen. Es ist nun nicht viel mehr zu erzählen, als daß sich die Sache noch unglaublich in die Länge zog. Einen Monat lang lagen wir in Le Mans, wo ich die Grippe bekam. Zwei Monate verbrachten wir in einem alten Fort von Lyon, das von Vienen verheut war (Vienen ist ein mild-militärischer Ausdruck für kleine Kriege). In dieser Zeit schnitten sich noch zwei der Austauschgefangenen die Pulsadern auf, weil sie am Austausch verzweifelt; ein anderer bekam einen Nervenschlag. Das klingt unfassbar; wie können sich Menschen noch ums Leben bringen, die so nahe vor der Heimkehr stehen? Begreifen kann das nur derjenige, der selbst mit dringekleidet hat und selbst nahe daran gewesen ist, von dieser furchtbaren Nervenkrankheit befallen zu werden, die eine Begleitererscheinung des Weltkrieges war: der Stachelbrustkrankheit.

In Lyon machten wir zur Krönung unseres unfreiwilligen Auslandsaufenthaltes noch einmal eine regelrechte Entsetzungskur mit. Wir hatten Pakete und Geld als überflüssiger Ballast längst abgestellt. Unsere Angehörigen wußten, daß wir jeden Tag kommen konnten und dachten ebenso wenig wie wir, daß die Sache drei Monate dauern würde (vom 20. Juni bis zum 26. September). Außerdem wurden wir „wissenschaftlich“ ernährt, d. h. man gab uns täglich 2000 (in Buchstaben zweitausend) Kalorien zu essen.

Ein Gelehrter in Berlin, so behauptete wenigstens mein Bettnachbar, („Welt“ ist eine euphemistische Bezeichnung für den „Vienen“-tast) hatte ausgerechnet, daß ein unbeschäftigter Mensch mit 2000 Kalorien am Tage recht wohl auskommen könne. Ich bezweifle stark, ob er's an sich selbst ausprobiert hat; nach meiner ureigenen Erfahrung genügen 2000 gerade, einen Menschen langsam ohne Strang und Schwert, vom Leben zum Tode zu befördern. Eine Kalorie ist die Wärmemenge, die nötig ist, um ein Liter Wasser um 1 Grad zu erhitzen. Verdauen ist ein Verbrennungsprozeß; man kann also haarscharf ausrechnen, wieviel ein Mensch verbrennen muß, wenn er ruhig auf dem Rücken liegen bleibt. Wenn er aufsteht, verbrennt er mehr, also Ruhe bewahren. Das und noch viel mehr wußte mein Nachbar, der im Zivilleben Mathematikprofessor war. Für verlorene Schachpartien rächte sich dieser Wissenschaftler dadurch, daß er mir ohne Benutzung einer Logarithmentafel vorrechnete, ich hätte mit meiner Leibeshöhe von 1,84 Meter wenigstens 3000 Kalorien nötig und müßte eigentlich einen wahnwitzigen Aehdampf haben, da er mit bedeutend weniger Zentimetern schon erheblichen (er sagte wirklich „erheblichen“) Hunger hätte. Ich konnte an ihm nur dadurch Wiedervergeltung üben, daß ich ihn zu einer neuen Schachpartie einlud. Gegen Mathematikprofessoren und deren Kugler hatte ich vom Seminar her schon eine tiefe, mit schiefer Ehrfurcht gepaarte Abneigung; sie hat sich durch derartige Berechnungen in die zehnte Potenz verstärkt. Es ist direkt teuflisch, einem Menschen, der Hunger hat, das auch noch wissenschaftlich nachzuweisen. „Elmar, schnall' den Gurt dir fester“; jeden Tag um ein Loch mehr. In der Lagerbücherei war ein Buch, das sich mit solchen Dingen befaßte; da fand ich zu meinem unglücklichen Erstaunen, daß ein Liter Petroleum 10 000 Kalorien hätte. Im Gotteswillen, wenn das die Franzosen gewußt hätten! Die Brüder hätten jeden von uns 1 Liter gegeben für 5 Tage, so von Sonntag bis Freitag. Freitag ist sowieso Fasttag. Der Tabak wurde immer feltener; nachher war gar keiner mehr da. Wenn mir eine mildtätige Seele eine Zigarette schenkte, so wurde sie in drei gleiche Teile zerlegt, die morgens, mittags und abends in die Pfeife gestopft wurden. So kann man von einer Zigarette den ganzen Tag Genuß haben. Nein, es wurde nachgerade Zeit, daß wir nach Hause kamen; mit Hunger schlief man ein, mit Kohldampf wachte man auf. (Zur Erklärung für Nichtkämpfer sei gesagt, daß Kohldampf eine sehr gesteigerte Form des Hungers ist); der Körper war von „Vienenstücken“ zerquält; schmutzig war er auch, da fast kein Wäschehafter vorhanden war. Sechshundert Mann wuschen sich an etwa 20 Wasserhähnen, aus denen (nur zeitweise morgens) Binsfaden Wasser flossen. Kein Fußbad, nicht einmal die Möglichkeit, sich Kaffee zu kochen, wenn wir welchen gehabt hätten. Meine Gamaschen, meine Uhrkette hatte ich schon an Franzosen verkauft, um für das Geld Brot zu erwerben; wegen der Uhr (das war außer einem Trinkscheiter maroffanischer Arbeit mein letztes Verstand) fand ich in Verhandlung, da kam die erlösende Kunde: „Morgen geht's nach der Heimat!“

Am 26. September endlich flogen wir in den Zug mit dem weißen Kreuz auf rotem Grunde (Schweizer Wappen), der am Yonoy Bahnhof bereitstand. Mit freudigem Gefühl fuhren wir in den Abend hinein. Vor der Grenze verließen die französischen Posten den Zug; mit brauendem Jubel wurde der erste rotweiße Schlagbaum begrüßt, unter Hurrarufen fuhr der Zug in Genf ein. Damen vom Schweizer Roten Kreuz kamen in die Wagen mit Brötchen (den ersten seit 1914) Butter, Bier und Zigaretten. Internierte deutsche Offiziere im Zivil besuchten uns. Der Gesangschor des Roten Kreuzes brachte ein Ständchen auf dem Bahnsteig und dann legte sich der Zug wieder in Bewegung. Die ganze Nacht durch sind wir gefahren; drei Uhr nachts hielten wir in Bern: Es gab warme Butter mit Brötchen; Deutsche Internierte in Uniform waren am Bahnhof zur Begrüßung, und nach kurzem Aufenthalt fauchte die Maschine wieder. Von der herrlichen Schweiz haben wir nur Bahnhofseisen gesehen; keinen Berg und kein Wasser. Erst als der Morgen graute und wir wieder im Flachlande waren, sahen wir etwas von der Landschaft. Die Bewohner wußten offenbar, daß der Zug Kriegsgefangene führte. Alles schwenkte Lächer und rief herzliche Worte. In guter Erinnerung ist mir noch der dicke Pastor, der mit der einen Hand den Kopf schüttelte und im Ellschritt durch den Pfarrgarten auf den Zug zulief, so schnell es seine Körperfülle erlaubte. Ein brauendes Hurra dankte ihm. Und dann, dann kam Konstanz, Konstanz, die liebliche Stadt am Bodensee! Frohes Gedenken deiner brüderlich-herzlichen Aufnahme, tiefe Dankbarkeit deiner lieben Bewohner, denen das Herz es eingab, wie sie die armen, entnervten Menschen empfangen mußten, die vier lange, bittere Jahre hindurch fern dem deutschen Vaterlande hatten schmachten müssen. Dichtgedrängt fanden die



Zu den Ereignissen im Fernen Osten.
Blick auf einen Teil der chinesischen Mauer, auf die nach Meldungen aus Kalgan ein japanischer Angriff erfolgt sein soll.

die biden Tränen in den Schnaubart; mein linker Nebenmann schmeuzte sich heftig und verlegte. Da war's vorbei mit der Haltung. Tränen der Freude! Sie werden so selten geweint im Menschenleben, daß man sich ohne Nahrung ihrer nicht erinnern kann. Gott segne dich, Konstanz! Gott segne deine Bewohner für diese ersten Freudentränen, die verlassenen Menschen, die sich schon selbst verloren gegeben hatten, auf ihrem ersten Gang in die wiedergekehrte Heimat vergossen haben!

Was soll ich noch viel sagen über die Woche, die wir am Bodensee verbringen mußten? So schwer es uns fiel, so nahe dem Vaterlande noch dort auszuhalten, so sehr bemühten sich die militärischen Behörden, die sich bis zum General aus ehemaligen Gefangenen zusammenfügten, uns das Leben angenehm zu machen. Der Zweck unseres Aufenthaltes war die Eingewöhnung in die damaligen Zustände, die wir ja alle nicht kannten. Durch Vorträge und Film-Lichtbilder suchte man das zu erreichen. Am 4. Oktober kam ich in Köln an, wo man mir zumute, noch zwei Tage zu bleiben, und dann brachte mich der Zug die altbekannte Strecke den Rhein hinab. — Genau 49 Monate war ich in Gefangenschaft gewesen, in der härtesten Schule meines Lebens. Jetzt, wo ich auf diese fern liegende Zeit zurückblende, sagte ich mir: Gleichgültig hat sie dir nichts. Du hast auf jeden Fall gelernt, anspruchslos zu werden und Wünsche zurückzustellen. Mein Vaterhaus war da und kalt, die Eltern tot, alle um mich herum kämpften einen erbitterten Kampf um das nackte Dasein. Was sollte ich mit meinen sechs Wochen Urlaub anfangen, die mir eigentlich doch zumuten? Ich habe sie nicht ausgehalten, sondern meinen Dienst wieder aufgenommen und Zuflucht gesucht in dem Hause, das mir eine zweite Heimat geworden war, und habe die Jahre lang und wohligh ausgelebt unter Frau Sophies Tisch im lieben alten Giehn.

Franz Deußmann.

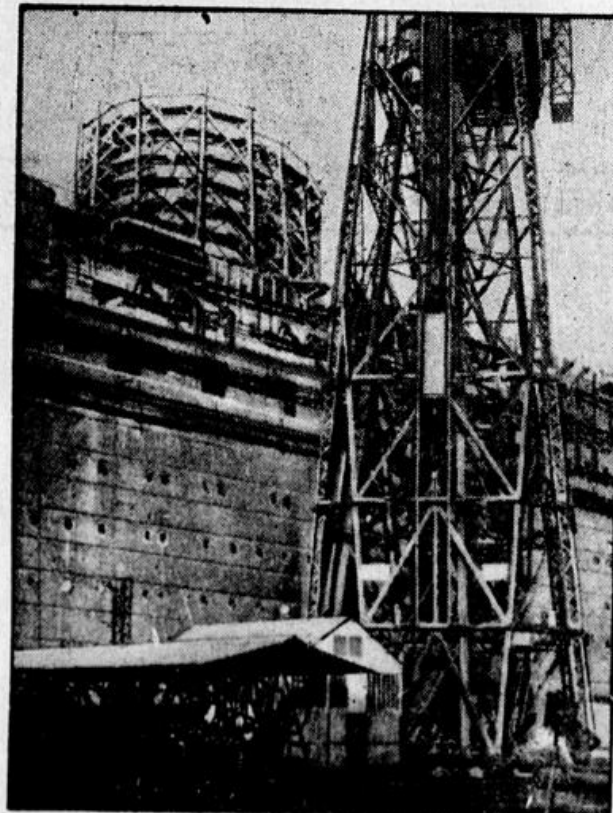
Finden Sie, daß Konstanz . . . ?

Ob Konstanz sich richtig verhält? Heute handelt es sich nicht um eine mehr oder weniger alberne Ehegatschichte, sondern um die erst zwölf Jahre alte Schülerin Konstanze Charette, die in der kanadischen Stadt Ottawa das Studium der Erdkunde zu ihrem Lieblingsgebiet erkorren hat. Dabei ist ihr nun die Aufgabe geworden, eine Beschreibung der japanischen Handelsstadt Yokohama zu liefern. Konstanze hat sich nicht damit begnügt, die einschlägige Literatur zu durchsuchen. Vielleicht erschienen ihr die Bücher nicht vertrauenswürdig genug. Man weiß ja, wie schnell sich die Geben vermehren und wie schnell sich demgemäß das Antlitz ihres Landes ändert. Da hat sich Konstanze also einfach an den Herrn Oberbürgermeister der Stadt Yokohama gewandt. Nun kann sich zwar das Oberhaupt des größten japanischen Handelshafens, der schon 1930 mehr als 600 000 Einwohner zählte, nicht über Arbeitsmangel beklagen. Aber er muß sich selbst zuschreiben, daß nun die kleine Konstanze von ihm Auskunft haben will. Denn er hat durch die großen Zeitungen seines Landes die Fremden zum Besuch des Reiches der aufgehenden Sonne eingeladen. Und darauf bezieht sich die kleine Schülerin. Sie schrieb dem hohen Herrn einen langen Brief, in dem sie allerlei Auskünfte erbat. Also über die Lage, Größe, Bevölkerung, Gebäude, vor allem über die Industrie und den Handel der Stadt. Dann möge ihr der Herr Bürgermeister auch einige Ansichtskarten und Briefmarken schicken. Die könne er bei der Eisenbahn oder bei den Zeitungen ja ohne weiteres erhalten. Und falls die Karten einige Pfennige kosten sollten, solle er doch so freundlich sein, diese kleinen Beträge zu verauslagern. Er würde alles genau erlegt bekommen von der dankbaren Konstanze Charette.

Das Geschreibsel der Zwölfjährigen hat durch alle größeren Zeitungen die Runde gemacht. Ob der Herr Bürgermeister galant genug ist, die Bitte der kleinen Konstanze zu erfüllen, ist einstweilen nicht bekannt geworden.

Tauben gefährden eine Kathedrale.

Die berühmte Kathedrale von Rouen ist in Gefahr, durch die in ihrer Fassade massenhaft eingesetzten Taubenschwämme auf das schwerste beschädigt zu werden. Verschiedene Meisterwerke gotischer Bildhauerkunst, wie die Krönung der Jungfrau Maria, die Marterung des heiligen Stephans, das Fest des Herodes und andere mehr, haben bereits Schaden genommen. Einige Kunstschadverlängerer empfehlen deshalb allen Ernstes, die Tauben zu töten, damit die herrliche Architektur der allehrwürdigen Kathedrale weiterhin erhalten bleibt.



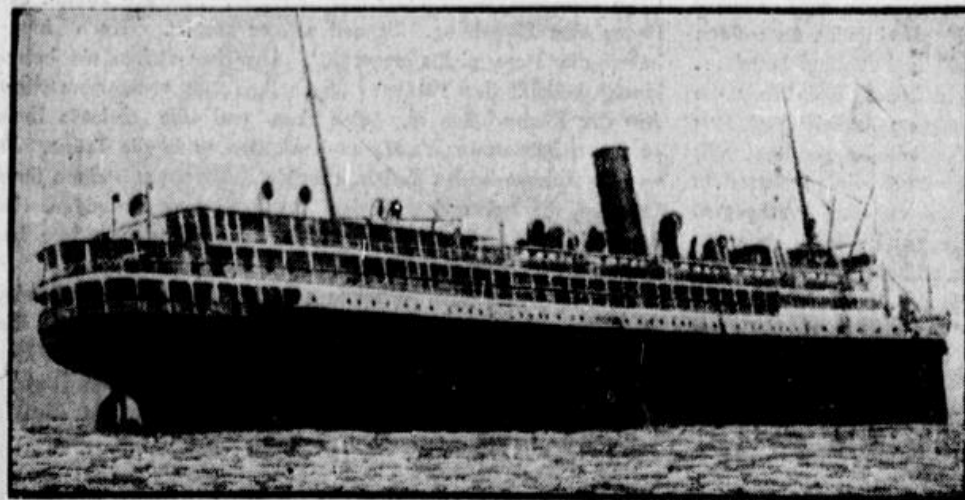
Frankreichs neuer Ozeandampfer kurz vor der Vollendung.

Blick auf einen der Schornsteine des im Bau befindlichen neuen französischen Ozeandampfers „Normandie“, der auf der Saint-Nazaire-Schiffswerft kurz vor seiner Vollendung liegt.

Leute in den Straßen, die Schulen bildeten Spalier, Fahnen flatterten, Girlanden zogen sich von Haus zu Haus; aus jedem Fenster frohe Zurufe: „Grüß Gott! Grüß Gott! Herzlich willkommen in der Heimat!“ Blumenstaus hatten man jedem von uns in die Hand gedrückt. Es war ein Jubel, eine Freude. Wenn sollte das Herz nicht überfließen? Satten wir bisher Volksmengen gesehen, so waren sie uns, wenn's gut ging, mit kalter Korrektheit begegnet, und nun das! Warm flog es mir in die Augen, umloht lachte ich das aufsteigende Gefühl hinunterzuschlucken. Verflohen sah ich meinen rechten Nebenmann an; dem liefen

Ozeandampfer „Mogaw“ im Atlantik gesunken.

Fast an der gleichen Stelle, wo vor wenigen Wochen die „Morro Castle“ verbrannte, sank der gleichfalls der Ward-Linie gehörende Passagierdampfer „Mogaw“ nach einem Zusammenstoß mit dem norwegischen Dampfer „Talisman“. Unser Bild zeigt die „Mogaw“ nach ihrem ersten Zusammenstoß mit dem norwegischen Schiff im Jahre 1929.



70000 Heringe schauen dich an.

In der Siffoygroßbrönnerei Kleinenbroich

Westdeutschlands grösste Fischindustrie



Daß das Meer deswegen salzig ist, weil so viele Heringe darin herumschwimmen, wird von ernstlichen Wissenschaftlern abgestritten, und wir wollen es darum auch nicht behaupten. Daß aber der Hering der sympathischste Fisch aller Gewässer ist, das vermag der am besten zu bestätigen, der schon mal an jener unerfreulichen Erscheinung gelitten hat, die man gemeinhin mit „Käsehammer“ zu bezeichnen pflegt, und der zur Ueberwindung

gegangen und um 1/2 Uhr heute mittag konnten sie hier in Kleinenbroich ausgeladen werden. Dann ist jede Minute kostbar (darum ist übrigens der Betrieb auch unmittelbar am Bahnhof errichtet worden) und alles fährt dann mit Schubkarren die Fische ab. Sie werden in den Kisten gelegt, in Salzwasser also, dann gewässert und gereinigt. In viereckigen Behältern beginnt sich dann ihr Geschick zu erfüllen. Da steht eine ganze Reihe Frauen, die die Heringe mit dem Kopf auf einen „Steden“, einen kräftigen Draht aufspießen, immer zwanzig in der Reihe. Einundzwanzig solcher mit Heringen bespiedten Steden werden auf je einen Rahmen gelegt, und in ganz erstaunlich kurzer Zeit sind auf diese Weise tausende von Heringen aufgehängt.

Bis hierher erforderte die Arbeit wohl viel Geschick, damit alles wie am Schnürchen klappt, aber das nun folgende Räuchern erfordert reiche Erfahrung und ist geradezu eine Kunst. Und Räuchermeister Robert aus Cternförde an der Waterant ist der Mann, der seinen Beruf versteht. Man ist ständig geneigt, zu weinen, wenn man bei ihm vor der Räucherlammer steht; weniger wegen des traurigen Geschicks der Heringe, als des beizenden Rauches wegen, der sich auf die Schleimhäute



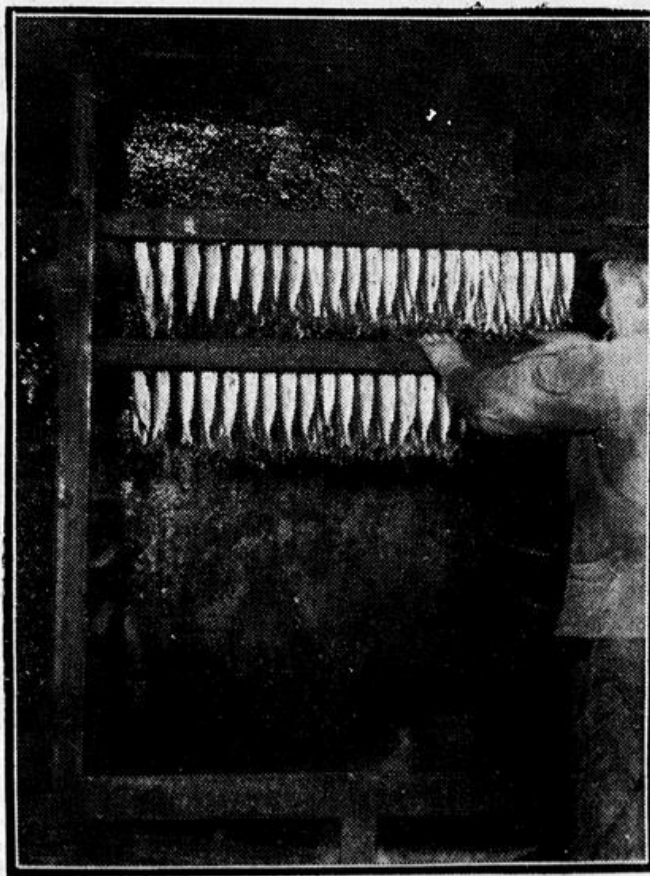
20 Heringe auf einem „Steden“.

dieses wenig erfreulichen Zustandes einen eben solchen Hering in geladener Zubereitung verzehrt hat. Es gibt Leute, die behaupten, wenn ein Hering so teuer wäre wie Kaviar, so würde er dieser Delikatesse zumindest gleichgestellt. Aber seine Bedeutung ist deswegen nicht geringer, weil er billig ist; denn er ist ein geschätztes Volksnahrungsmittel, das niemand entbehren möchte. Stillschweigend läßt sich der gute Hering die verschiedensten Arten der Zubereitung gefallen, und selbst gegen eine so formverändernde Wandlung zum Rollmops wehrt er sich nicht.

Nicht weniger geschätzt ist er aber als Bratbünding oder als Rohfisch, und wer einen Begriff davon bekommen will, welche Mengen hiervon Tag für Tag umgelegt werden, der fahre mal an einem schönen Tag nach Kleinenbroich. Sie wissen ja: Neuf-Büttgen-Kleinenbroich. Und wenn Sie dort den Bahnhof verlassen haben, so stehen Sie gleich vor Westdeutschlands größter Fischräucherei, wozu übrigens auch noch ein gleicher Betrieb in Holzhorn zu zählen ist. Solche Bedeutung hätten Sie Kleinenbroich wohl nicht zugetraut? Und man sieht den beiden Gebäuden ihre Bedeutung auch nicht so ohne weiteres an. Aber wenn man dann hört, daß an dem Tage, da wir mit Notizblock und Photoapparat bewaffnet dem Betrieb einen Besuch abstatteten, nicht weniger als 6 000 Klg. Heringe geräuchert wurden, das sind rund 70000 Stück, so bekommt man allerhand Achtung.

Eng zusammen, wie eben Heringe, so kommen sie lose verladen in Waggons von den Hafenstädten Ostende, Calais, Boulogne, Muiden und anderen an. Unsere Frage, warum denn aus deutschen Hafenstädten keine Heringe bezogen werden, löst bei diesen alten Fischhändlern ein Lächeln aus. „In deutschen Fischereigewässern gibt's zu dieser Zeit keine Heringe. Die Schwärme beginnen ihren Zug im November an der englischen Küste, dann geht es weiter durch den Kanal nach Holland und dann an Belgiens und Frankreichs Küste. Dann geht wieder zurück nach Holland und im März können die Heringsfischer gute Beute im Rest des Zudeersee machen. Anfang Mai ist dann der Fang beendet, und erst später, von August bis November werden in der deutschen Nordsee Heringe gefangen.“ „Aber warum beziehen Sie denn dann die Heringe nicht von der deutschen Wasserlande?“ „Auch das ist einfach zu erklären. In diesen Monaten sind uns die norddeutschen Fischräuchereien überlegen, weil die Fracht für uns zu hoch wäre. Dann ist in Hamburg Hochkonjunktur, und wir müssen ausrufen.“

Man soll es kaum glauben, aber es ist so, daß Heringe, die vielleicht gestern noch ahnungslos und lebensfroh im Meer umhergeschwommen, heute schon fertig geräuchert und sauber verpackt zum Verkauf kommen. Gegen 6 Uhr gestern abend sind z. B. die Heringe, die heute eintrafen, in Ostende ab-



So schwarz sieht's in der Räucherlammer aus.

der Augen legt. Und der Rauch ist selbst für den Vacubly bei der Aufnahme schwer zu durchdringen, weshalb das Bild nachher auch etwas grau in grau herausgekommen ist, aber es ist naturgetreu. In diese Räucherlammer also, 17 Stück gibts deren in Kleinenbroich, werden die Rahmen eingelegt. Auf dem Steinboden wird zuerst ein Feuer aus trockenem Buchenholz angezündet, damit die Fische „gar“ werden. Dann beginnt das Räuchern, wo zu halbflechtes Erlen- oder Eichenholz genommen wird. Andere Holzarten sind nicht zu gebrauchen, da sie sich ungünstig auf den Geschmack auswirken würden. Und auch zwischen den beiden Holzarten, so erklärt uns Meister Robert, besteht ein Unterschied in der Wirkung. Der Rauch



Der prüfende Blick des Räuchermeisters.

des Eichenholzes verleiht den Fischen einen schönen Dauer-
glanz, während sie bei Erlenholz schneller matt werden; 2 bis 2 1/2 Stunden dauert es, bis die Wandlung vom Hering zum Rohfisch vollzogen ist, und in dieser Zeit müssen die Feuerchen ständig bewacht, und ständig muß darauf geachtet werden, ob die „Couleur“, die Farbe richtig ist.

Schließlich werden die Rahmen herausgenommen, man läßt die Fische erkalten und dann werden sie in Kistchen zu je 5 Pfund Nettogewicht verpackt.

Etwas anders ist der Werdegang der Bratbündinge. Nach dem Aufspießen werden die Heringe in hohen Räucherlammen lediglich kalt geräuchert, was eine Zeit von 7-8 Stunden erfordert. Sie werden dann in Kisten zu 50 bis 100 Stück verpackt.

Eine Fischräucherei ist keine gute Stube am Sonntag, aber was bei dem feuchten und fettigen Material an Sauberkeit geleistet werden kann, das wird in Kleinenbroich getan. Denn zügig ist der Räuchermeister noch stolzer auf „keinen“ Betrieb als die Besitzer selbst, und er erzählt, daß unlängst von höheren maßgebenden Stellen aus dem Betriebe nach einer Besichtigung, ein Sonderlob erteilt worden ist.

Für die Nahrhaftigkeit der Fische sind einige der Besitzer ein lebendiger Beweis, wie besonders aus einem Bild zu ersehen ist. Er wollte sich übrigens nur unter der Bedingung knipfen lassen, daß unter das Bild die Unterschrift kam: „Der Mann ernährt sich nur von Fischen.“ Ob das nun ganz auf Wahrheit beruht, konnten wir nicht feststellen; aber wir wollen mal glauben, im Interesse des notleidenden Fischhandels.

Tuen wir also auch mal was für unser Neugierdes, wir schlantzen Zeitgenossen. Ein probates Mittel wird in Kleinenbroich hergestellt.

W. Pl.



... und zum Schluß in Kistchen verpackt.

Rötelstift und Indium.

Die Mystiker aus dem Herrenmodengeschäft.

Von Alexandra David-Neel.

Als lamaistische Würdenträgerin und als Bettelstiftlerin hat Frau Alexandra David-Neel jahrelang Tibet, das verbotene Land der Religion, durchwandert. Ungeheure körperliche und seelische Leistungen wurden dabei von der Forscherin geleistet. In ihrem neuen Buch „Meister und Schüler“ (Brochhaus, Leipzig) erzählt sie jetzt, was sie in früheren Werken versprochen hat: sie zieht den Schleier von den Geheimnissen der lamaistischen Weisen. Kältevoll bis auf den jüngsten Tag bleibt die Seele der tibetischen Menschen, die sich, heilige und heilige zugleich, als Einflüsterer zu inneren Fähigkeiten und tiefer übernatürlichen Kräften durchdringen haben. Mit allen Mitteln westlichen Denkens geht die Verfasserin den „Mystikern“ nach, die diese „Heiligen“ vollbringen. Sie schildert Erhabenes und Niedriges, Grausiges und Erhabenes, Ernstes und Lustiges in dem Wechsel. Mit Genehmigung des Verlags Brochhaus, Leipzig, entnehmen wir dem Buch einen Abschnitt.

Übungen zur Beherrschung des Atems, die im Abendland fast unbekannt sind, hat man seit undenklichen Zeiten in Indien betrieben. Schon zu Buddhas Lebzeiten, also vor 2600 Jahren, waren sie dort im Schwange, und die damaligen Brahminen lehrten sie in allen möglichen Zusammenfassungen, durch die man das Spiel des Aus- und Einatmens fast völlig beherrschen lernte.

Und der Zweck dieser Übungen?

Man täte besser, zu fragen, was sie nicht bezwecken. In den Yoga-Abhandlungen werden Hunderte beschrieben, die ganz verschiedene, teils geistige, teils körperliche Ziele verfolgen. Einige wollen das Nachdenken entwickeln und zur inneren Erleuchtung führen, andere den Sinnen übernatürliche Schärfe verleihen oder ganz neue Fähigkeiten wecken. Noch andere sollen Verdauungsstörungen verhindern, die Stimme wohlklingender machen, dem Kundigen die Liebe der Frauen verschaffen, auch Anfälle von Starrkrampf willkürlich hervorrufen und ermöglichen, daß man sich lebendig begraben lassen kann, um einige Wochen später aus dem Grabe wieder aufzuerstehen. Kurz, der Einbildungskraft ist bei der Schilderung von diesen und von noch sonderbareren Geschichten gänzlich freier Lauf gelassen.

Noch immer hat sich die hohe Kunst, deren sich solche Übungen seit Jahrhunderten in Indien erfreuen, nicht im geringsten abgewandelt. Es gibt wenige Hindus, die sich ihnen nicht täglich, wenn auch nur in der eingeschränkten Form des Atemhaltens beim eiligen, morgendlichen Herunterleiten ihrer Gebetsformel widmen, und viel zahlreicher noch sind jene, die um fernere Unterweisung nachsuchen. An Gurus (Meistern, Führern) fehlt es gewiß nicht; ebenso reich wie der Hindu sich als Jünger meldet, spielt er sich auch als Meister auf. Die Hartnäckigkeit, die er dabei entwickelt, reizt oft zum Lachen; zwei von den vielen Beispielen, die ich davon erlebt habe, will ich hier erzählen.

Eines Abends sah ich vom Fenster aus in Kalkutta, wo ich bei Freunden im Eingeborenenviertel wohnte, in einem an der anderen Seite der Straße gelegenen Schuppen zwei mit geketteten Beinen einander gegenüberstehende Männer. Einer von ihnen war nackt bis auf einen Kneifer, und der andere, Jüngere, befand sich in völlig paradiesischem Zustand, was ihm übrigens recht gut stand. Der Kneifermann war der Guru, der eben seinen gut aufmerkenden Schüler über das Anhalten des Atems belehrte. Ich sah ihn seine Halslöcher zuhalten, bald heftig, bald langsam ausatmen und den Atem wieder anhalten, während er mit dem Ausdruck hochmütiger Überlegenheit mit dem Finger auf seine, durch die Anstrengung anschwelenden Hals- und Schläfenadern zeigte.

Nach verschiedenen anderen Kunststücken hockten sich Meister und Jünger, nur auf ihre Beine gestützt, nieder, machten Luftsprünge und gaben einander dabei Fußtritte unten ins Gesicht. Seinen Kneifer hatte der Lehrer dazu abgenommen, hielt ihn aber in der Hand und leitete so den Tanz, indem er den Reizung mit Stimme und Gebärden anfeuerte. Das alles geschah beim Licht einer in die Erde gesteckten Kerze, und erst als sie niedergebrannt war, wurde der Unterricht abgebrochen.

Einige Tage später sah ich morgens einen tadellos nach europäischer Mode gekleideten Eingeborenen aus dem Hause

mir gegenüber treten. Sein Gesicht mit einem Kneifer fiel mir auf und ich erkannte in ihm den „Guru“ von der nächtlichen Sitzung wieder. Welchen Beruf mochte er wohl in bescheidenem Zustande ausüben? Auf Nachfrage erfuhr ich, daß er Verkäufer in einem Herrenmodengeschäft war.

Ein anderes Mal — ich lebte damals in Venares — näherte sich ein in das Gewand der Sannyasins (Asketen) gekleideter Mann, quer durch den Garten, dem Balkon, auf dem ich saß. „Madame, geben Sie mir gütigst acht Annas (½ Rupie)“, redete er mich in tadellosem Englisch an.

Er sah nicht wie ein Bettler aus, und was er sagte, klang wohl höflich, aber nicht unterwürfig. Er setzte selbst den Betrag des erbetenen Almosen fest und wartete nun, die Augen ganz ruhig auf mich gerichtet.

„Sie machen nicht den Eindruck eines Swamijibettlers (Herrenbettler, so redet man die Sannyasins an), sondern den eines vollkommenen Gentleman. Ich weiß zwar, daß ein Sannyasin seinen Unterhalt erbetteln soll, aber die anständigen Mitglieder Ihres Ordens pflegen sich um diesen alten Pöppel doch nicht mehr zu kümmern.“

„Ich habe an einer englischen Universität meinen Doktor gemacht“, antwortete er, „und war nach Hause zurückgekehrt, als in meinem Lande die Pest ausbrach und mit Vater, Mutter und Frau raubte. Da packte mich die Verzweiflung, ich verlor alle Freude am Leben, ließ mich zum Sannyasin weihen und begab mich auf die Wanderschaft; gestern Abend bin ich hier angekommen.“

Was mir der Mann da Trauriges erzählte, konnte wohl wahr sein. In Venares selbst waren viele Leute an der Pest gestorben. Ich sagte: „Was können Ihnen acht Annas nützen? Ich würde Ihnen für den ersten Anfang gern ein paar Rupien geben.“

„Vielen Dank“, erwiderte der Mann, aber acht Annas sind vollaus genug für heute. Morgen brauche ich überhaupt keine Hilfe mehr.“

Umsonst versuchte ich ihn zu überreden. Ich ging in den Garten hinunter und gab ihm das verlangte kleine Geldstück, worauf er sich nach liebenswürdigem Gruß entfernte.

Drei Tage nach diesem Erlebnis begab ich mich an das Grab des berühmten Asketen Bhaskararama, das ich manchmal in Erinnerung an diesen heiligen Greis aufsuchte, der in meinen jungen Jahren mein Lehrer war. Unmittelbar davor freute ich eine Gruppe von Leuten; an ihrer Spitze marschierte der Empfänger meiner acht Annas und auf den Gesichtern seiner Gefolgschaft erkannte ich deutlich den Ausdruck inniger Glut, wie man ihn bei den ihren Meister begleitenden Hinduschülern beobachtet kann.

Mein Herrenbettler schritt friedlich und mit sicherem Selbstbewußtsein voran. Er trug in seiner feinen braunen Hand das Bambusstäbchen mit der dreifachen rosa Musselinschleife, dem Sinnbild der Enttugung aus der drei Welten*, so hoch und stolz, als sei es der Stab eines erfolgreichen Kriegers. Er erkannte mich, schaltete mir flüchtig zu und zeigte beinahe unmerklich mit seinem behärderten Stöckchen auf die kleine Herde seiner Getreuen. Sehen Sie, wollte er damit sagen, jetzt bin ich Guru und diese kleinen Leuten, deren Zahl noch wachsen wird, werden schon für meinen Unterhalt sorgen.

War der Mann ein Betrüger? Gewiß weniger, als viele andere „Meister“. Er war gebildet und konnte sicher auch ganz gelehrte Gespräche über philosophische Fragen führen. Möglicherweise war er dabei selbst der harten Anziehungskraft der großen hinduistischen Lehren, und der nicht minder mächtigen des asketischen Lebens an den Ufern des Ganges unterlegen, und ist so am Ende noch sein eigener bester Schüler geworden. Nicht umsonst ist Indien das Land der Wunder.

* Enttugung dieser Welt, der Welt der Vorfahren (d. h. des Adarbhms) und der Welt der Götter (der Paradiese). Eine gewisse Klasse der Sannyasins trägt diesen hinduistischen Stab zur Ordens- tracht, und geht nie ohne ihn aus.

Skrimmer-Pan-Idyll.

Von Martin Rodenbach.

Der Balkon meiner kleinen Mietwohnung führt auf den Hof eines großen Häuserblocks, der den Winkel zweier Straßen bildet und dank seines bunten Anstrichs von der spottfrohen Nachbarschaft „Lunapark“ getauft worden ist. Im Hof spielen die Kinder der 48 Familien, die unsre Siedlung beherbergt. Ich kenne die Kinder nur zum Teil; mit einigen Jungen unter Siebeling aber verbindet mich eine Freundschaft, die mit der Leerdung meines Papierkorbs anfang und durch freiwillige Spenden meinerseits statuiert wurde. Alle Jungen sammeln nämlich Briefmarken; mein Papierkorb enthält zufällige Beute; ich selber aber verschente aus meinem ungeordneten Beständen.

Ich verteilte die Freude meiner Freunde an meinen Geschenken durchaus. Auch ich war einmal ein Briefmarkenjäger von Beruf und Rang. Da, ich stehe heute noch vor meinem Gewissen in Betracht des Briefmarkensammelns nicht eben leidenschaftlos da. Obwohl ich seit zwanzig Jahren kein regelrecht arbeitender Sammler mehr bin, habe ich doch ein Album im Schreibtisch liegen und lasse mit heimlich die Nachträge des Albums vom Verlag ins Haus landen. Ausländische Marken, die mir bei der Korrespondenz auffallen, häufe ich noch immer in einem besonderen Kasten an. Mein Kopf schüttelt sich dabei, mein Mund lacht, aber in meinem Auge wäre ich ein wunderliches Glimmen wie als Jüngling von acht oder zwölf Jahren. Die Bilder jener kleinen Papierstücke, die so zierlich bedruckt und hinterher vom Stempel der Post so bedeutsam gezeichnet sind, schwimmen noch immer als Traum- und Wundbilder in meinem Blut. Ich bin ihrer Magie verhaftet und mag mich nicht von ihr freimachen. Vielleicht übergebe ich in einigen Jahren meinem Sohn das Freimarken-Erbe? Ich denke ernstlich an diese rettende Lösung der wunderlichen Spannung zwischen vernünftigem Leben und alter Kinderleidenschaft.

Erst waren es in meiner Kindheit die Schmetterlinge gewesen, denen meine besitzgierige Liebe gehörte. Mit den Schauern schönheitswütiger Begehrtheit spielte ich die holden Schwärmer und Taumler der Sommermonate in einem Glaskasten, der eine moderne Käferammlung meines Vaters enthalten hatte, zu einem farbigen Ornament nebeneinander. Dann aber kam jener denkwürdige Herbstnachmittag, an dem ich nach einer ausichtslosen Jagd auf einen Trauermantel mit einem ruckhaften Entschluß und stotternden Worten der Aufregung meinen Schmetter-

lingskasten einem schlaffen, nicht unvermögenden Briefmarkensammler zum Tausch anbot. Es war an einer Bank auf „dem Schloß“, auf der unteren Wiese der Burggrube meines Heimatdorfes. Der Vorschlag schlug auf entzündbarem Boden; ich wanderte nach einer halben Stunde, mich mit meinem Kasten und einem zwischen Lust und Trauer schwankenden Herzen an den Häusern vorbeiblickend, zur Wohnung meines Geschäftsfreundes; ich zog, unruhig flackerndes Bild, mit einem kleinen Briefmarkenalbum nach Hause. „Gib noch und gedob!“ (Ich habe gut getan, d. h. einen guten Tausch gemacht), schwur ich mir zu, um alles Schmetterlingsheimgen zu betäuben.

Ich hatte wirklich gut getan. Der folgende Herbst und Winter waren eine Zeit allgemeiner Briefmarkenpanik, und ich galt als reicher Mann. Stundenlang hockten wir Kinder in allen möglichen Stuben und Winkeln zusammen und „lopteten“ (tauteten). Doppelte gegen Doppelte und einmaligen Beispi gegen einmaligen Beispi, — was fragte unsre natürliche Verliebtheit nach Sinn und Wert des Heilichens und Handelns! Das Schreibwarengeschäft, in dem wir unsere Schulaufen kauften, legte sich lässliche Briefmarken zu; jeder freie Pfennig hatte jetzt nur noch einen einzigen Weg; Kirche und Schule wurden zum Hauptmarkt; die Werkbienen in der Sakristei waren noch beim Tausch, wenn der Pastor eintrat. Da, als ich eines Nachts von Mutter aus dem Schlaf geweckt wurde mit der Nachricht, das Haus und Anwesen Jakobs, meines besten Freundes, stehe in Flammen, gab ich als erste schlaftrunkene Antwort: „Dot et Jacobs sei Freimarken nach mitgenommen.“

Den ersten Winter schon prägte meinem Leben ein Siegel ein, wie einer Briefmarke ein Wasserzeichen. Die folgenden Jahre betreten die geheime Lust, und nie mehr werde ich sie nun loswerden können. Wohl habe ich als Gymnasiast meine Briefmarken „verloppelt“, um mir einige Bücher kaufen zu können; wohl habe ich leidend zwanzig Jahre lang, keine Zeit mehr den Briefmarken gewidmet; wohl verheißte ich heute Freimarken, die ich in Unordnung gesammelt habe, an meine kleinen Freunde und freue mich ihrer Begeisterung; aber was will ich dies sagen und bedeuten, wo mir das geheime Siegel des Freimarkensordens auf der Stirn brennt? Dinge Liebe ruft nicht, sondern eine Kinderleidenschaft ist unlösliche Glut, auch wenn sie nach einer Kinderei ausbleibt. Die wichtigsten Dinge lebt

der Mensch nur in einer einzigen Form, mag er nun zehn, dreißig oder sechzig Jahre alt sein. Und in uns allen lebt somit das Kind weiter, das wir einmal waren....

Anmerkung: Von Dr. Martin Rodenbach erscheint im Frühjahr 1935 im Verlag Herder-Freiburg ein „Hausbuch neuen deutschen Humors“, das als Sammlung zeitgenössischer heiterer Kleinfiktion für den Kissen, genießenden Leser sowohl wie für den Volksbildner, der „bunte Abende“ u. a. heitere Veranstaltungen zu leiten hat, eine hochwillkommene Überraschung bedeuten dürfte.

Ein Wunderkinder.

Von Werner Dellers.

Sie mochte um die 22 Jahre sein; das pechschwarze Haar und das braune Dunkel der Augen kontrastierten eigenartig zu der marmornen Blässe des Gesichts. Niemals, weder früher noch später, begegnete mir eine so stille und zurückhaltende Verkäuferin, eine so unaufdringliche und so dienstbereite, eine mit so selbstverständlicher Ruhe und Anmut. Noch heute sehe ich sie manchmal vor mir, sehe sie hinter dem Ladentisch stehen, das Gesicht so alabastern wie die Schürze, sehe sie ihren Kunden mit den schönen, stillen Augen freundlich zusehen. Diese Augen hatten etwas Selbstames, etwas mädchenhaft Barmherziges. Ganz weifern und entrückt, spiegelten sie oft für Sekunden eine unendliche Traurigkeit, ein großes Leid.

Damals war ich Student in jener Stadt, und meine Bude war ihrem kleinen Laden schräg gegenüber. Aber es war durchaus nicht allein die nachbarliche Lage, die mich gerade diesen und keinen anderen Laden zweimal am Tage aufsuchen ließ, ich war ganz im Gegenteil sicher, daß ich auch dann meine Brötchen dort einkaufen würde, wenn meine Bude am entgegengesetzten Ende der Stadt läge. Indessen war es durchaus nicht so, daß ich mit meinen Besuchen und Einkäufen irgendwelche weiteren Beziehungen, wie auch immer geartete Abhängigkeit verband. Denn für ein kurzlebiges Liebesgeplänkel stand sie zu hoch und zu stolz, zu fraulich und zu zart, und ich selbst wäre dazu in keiner Weise fähig gewesen.

So entwickelte sich ein Verhältnis, das rein äußerlich noch viel weniger war als das, was manche Leute platonisch nennen. Denn ich erinnerte mich nicht, daß wir je ein Wort miteinander sprachen, das abseits der normalen Begrüßungsformeln und der rein geschäftlichen Unterhaltung gelegen hätte. Gerade diese Wortlosigkeit aber war es, diese Heimlichkeit der Beziehungen selbst unter den Bezogenen, die dem Verhältnis einen zauberhaften Reiz, eine unendlich innige Wärme und Zartheit verlieh. Wenn wir uns sahen, bekamen ihre Augen einen hellen Glanz, ein unmerklich leichtes, verjüngtes Lächeln glitt über ihr Gesicht, und manchmal schien es mir, als würde die alabastrene Weiche der Haut um einen Schatten dunkler. Sie grüßte mich mit denselben Worten, mit denen sie die anderen grüßte, aber ich spürte deutlich die Veränderung des Tonfalls. Ich bekam meine Brötchen, wie jeder andere; ich wurde nicht eher und nicht später bedient, als bis an mir die Reihe war, und wenn ich mich in der oft großen Menge der Wartenden einmal zurückzief, rief sie mich an, wenn ich an der Reihe war: Bitte! Kein Mensch konnte ahnen, daß ganz feine, geheimnisvolle Fäden zwischen uns beiden gesponnen waren und da die Gedanken eines raubheimgigen Studenten, der ich war, nicht selten zu dem stillen Badermädchen flüchteten und bei ihm Ruhe und Frieden suchten. Wenn ich des Morgens nach längerem Kneipabenden mit schwerem Kopf und verstörtem Gesicht meine Brötchen holte, war sie unglücklich, und ihre Augen blinzelten trauriger als sonst, fast ein wenig ängstlich, aber keiner konnte es bemerken außer mir.

So fanden die Dinge, als ich am Ende des Sommersemesters in die großen Ferien fuhr. Bei meiner Rückkehr einige Monate später mußte ich mit einer neuen Bude suchen. Ich fand sie in einem anderen Stadtteil. Als ich dann am späten Nachmittag in meinen Baderladen kam, bediente in ihm eine ältere Dame, die früher schon hin und wieder dort zu sehen gewesen und wohl die Mutter meines Mädchens war. Natürlich war ich ein wenig enttäuscht, aber ich hatte nicht den mindesten Anlaß, beunruhigt zu sein. Indessen war auch am zweiten Tag nichts von der Gesuchten zu sehen. Als ich am dritten Tag mit derielben Ergebnisslosigkeit aus dem Laden kam und ein wenig nervös und nachdenklich meinen Weg suchte, hörte ich hinter mir eine vertraute Stimme: Tag, Herr Generaldirektor! Wieder im Laden? Es war Jakob der Kioskbesitzer, bei dem ich am Monatsanfang hin und wieder eine Zeitung kaufte, mit dem ich auch wohl schon ein Glas Bier trank und der seine Kunden mit den höchsten Titeln, Ehren und Würden zu bedenken pflegte, die auf dieser Erde überhaupt zu vergeben sind. Wir fiel ein, daß ich Jakob nicht selten im Baderladen gesehen hatte und daß er mir vielleicht Auskunft geben könnte. Ich ging hin zu ihm, begrüßte ihn etwas ausgelassen und brachte die Sprache auf das Mädchen. Darauf machte Jakob ein so ernstes und bekümmertes Gesicht, daß jegliche Lust zu Späßen und lustigen Verbereiten in mir erstarb. Ja, es ginge nun zu Ende mit ihr, man habe es auch ahnen können: Lungenschwundlucht. Ich war eigentlich gar nicht sehr erschrocken, wie er das sagte, ich blieb merkwürdig ruhig und nicht nur mit dem Kopf. — Wo sie denn liege? — Im Herz-Jesu-Hospital. — Ich gab ihm die Hand und ging.

Es war ein dunkler, trauriger Oktobertag. Am Himmel trieben zerfetzte Wolken, und kühler Wind wehte von den Strahndäumen laute Blätter herab. Hin und wieder gingen leichte Regenschauer hernieder. Es war eine schwermütige, drückende Stimmung, und im Verein mit der Nachricht, die ich erhalten hatte, bereitete sie in mir eine große Trostlosigkeit und Leere. Immer wieder kehrten meine Gedanken zu ihr zurück, die nun irgendwo in einem fremden Bett den Tod erlitt. Den Todeskeim im Herzen, hatte sie hinter dem Ladentisch gestanden, mit großen, schon entrückten Augen hatte sie den Irdischen zugehört und ihnen Brot gereicht. Und vielleicht war der letzte Rest irdischer Liebe ein schwacher Glanz der Augen, ein feines Lächeln des marmornen Gesichtes geworden, das mir galt. —

Am anderen Morgen kante ich einen Strauß weißer Rosen und ging zum Herz-Jesu-Hospital. Man sagte mir, ich dürfte mich nicht lange aufhalten, ich dürfte nicht mit ihr sprechen, sie sei sehr schwach, es gehe zu Ende. Schwarz und weiß, mit langem Haar und geschlossenen Augen, die Hände auf der Decke gefaltet, lag sie in den Kissen. Die Schwester rief sie beim Namen, und langsam, als sei sie müde, schloß sie die Augen auf. Mit durchdringenden, hellen Augen sah sie mich an, lange, als überlege sie; und dann flog ein vertrautes, unmerklich leichtes, verjüngtes Lächeln über das vom Tode schon gezeichnete Gesicht. Sie redete die Arme nach den Rosen; sie nahm sie und legte sie vor ich auf die Decke. Sie streckte mir eine schneeige Hand entgegen, die ergriff sie und spürte ihren Druck. So gaben wir uns zum ersten Male die Hand. Ihre Augen hatten einen milden Glanz, und sie sahen mich an voll Wärme und Zärtlichkeit. Ich weiß nicht, ob das mehrere Sekunden oder mehrere Minuten gedauert hat. Dann zog mich die Schwester hinaus. —

Wenige Tage später haben wir sie begraben.

Kirche und Landschaft

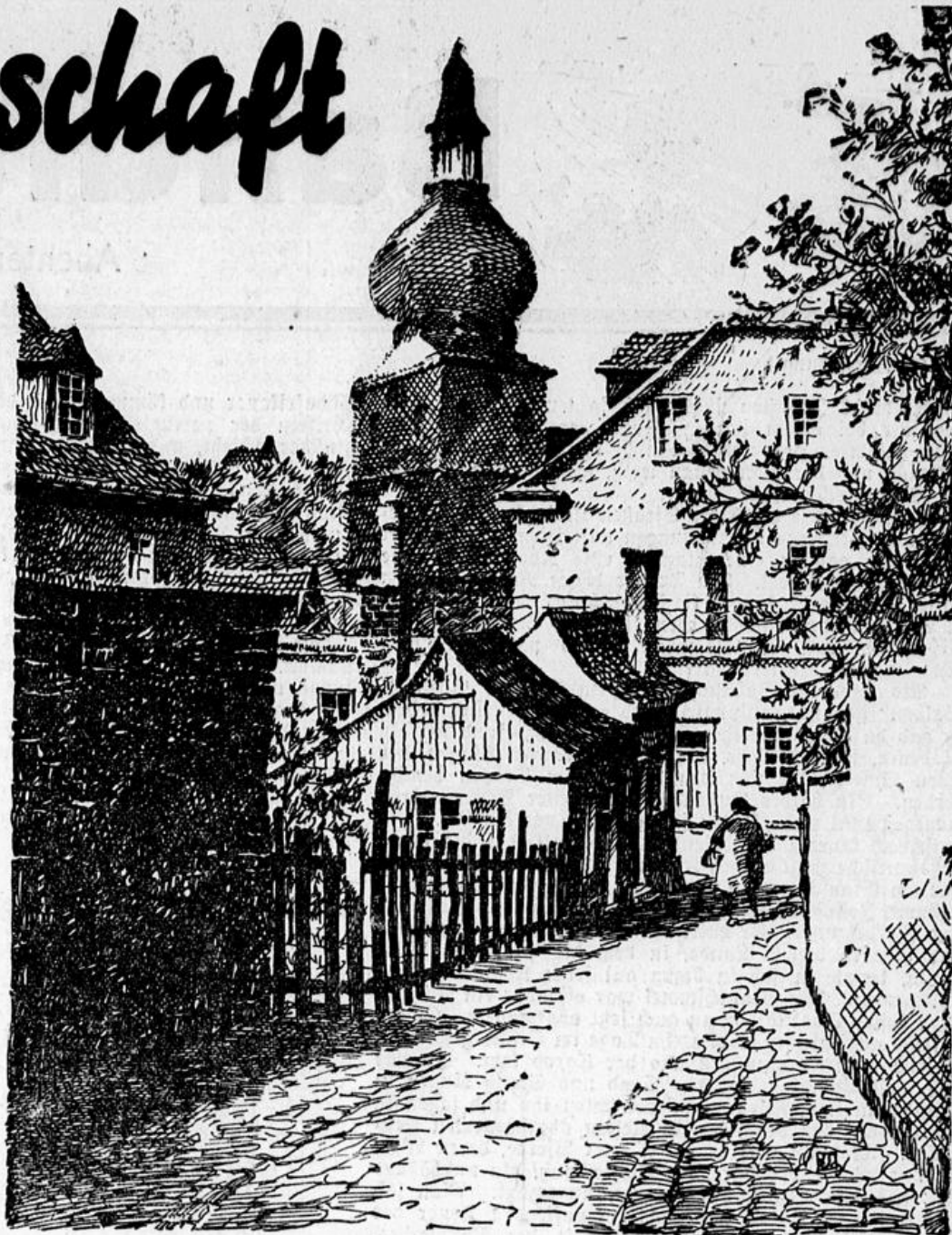
Immer sollte die von einem wahren Künstler erbaute Kirche in Beziehung zur Landschaft stehen — nicht, daß sie wie ein Fremdkörper in einer Gegend wirkt, sondern daß man es auch ihr ansieht, daß sie gewachsen ist aus der Landschaft und daß sie zu dieser Landschaft gehört und zu den Menschen, die in ihr wohnen und die ihr ihr Gesicht geben.

Es erschlägt das Gefühl des Beschauers, wenn der Marktplatz einer romantischen deutschen Kleinstadt gekrönt wird von einem Gotteshaus, das aufgeführt wurde im modernen Stahl- und Betonbau. Und ebenso wird eine im gotischen Stil gehaltene Kirche, eine Nachbildung des Barock oder der Renaissance nicht hineingepaßt in eine Fabrikstadt, deren gerade, nüchterne Straßen, deren haltende Menschen, deren Dröhnen und Arbeiten in einem trassen Widerspruch stehen zu einem gotischen Dom oder dem glänzenden Flechtwerk der Renaissance.

Es gibt in Deutschland Kirchen, kleine, schlichte Gotteshäuser, im Fachwerkbau aufgeführt, mit einem kurzen, wehrhaften und gedungenen Turm, die sich förmlich hineinschmiegen in die Landschaft, die zu ihr gehören und zu ihren Menschen, die ein Bestandteil der Landschaft selbst geworden sind, so daß etwas — und sicherlich etwas nicht Unwesentliches — fehlen würde, wollte man sie abreißen und abtragen. In solchen Kirchen, in denen rein äußerlich schon die Verbundenheit des Menschen mit seinem Gott zum Ausdruck kommt, dokumentiert sich in Wahrheit auch Wesen und Charakter eines Volkes und seiner Religiosität. Wir heutigen, gewohnt, in nüchternen Zahlen zu denken, bauen Kirchen in einem einfachen und nüchternen Stil, sicherlich auch schöne, aber doch eben sachliche Kirchen.

Die vor uns dagegen wuchsen nichts von Sachlichkeit: sie bauten ihre Gotteshäuser mit der gleichen Inbrunst, mit der sie um die Ernte beteten, die rings um den Marktplatz heranziehete. Sie umgürteten ihre Kirchen mit wehrhaften Mauern, nicht so sehr gegen Feinde, als vielmehr zum Ausdruck des ständigen Lebenskampfes, den sie führten: harte Bauern auf farger Scholle, unromantisch und unfeimlich, aber doch gläubig im Innersten und mit einem wunderbaren Blick begabt für das wirklich Schöne, für das Harmonische.

Man darf, wenn man die Kirchen der deutschen Landschaft betrachtet, nicht an den Kölner Dom denken: eines der großartigsten Wunderwerke deutscher Baukunst, das trotz seiner gewaltigen Dimensionen totgeschlagen und erdrückt wird, von einem engen und winstigen Platz, von einem unschönen Bahnhof, von dem Treiben einer modernen Großstadt. Hineingewachsen in die Landschaft, in der sie stehen, scheinen auch heute noch die Kirchen, die in eine Kulde der unendlichen Ebene, die kleinen Gotteshäuser am Hang der deutschen Berge oder die kleinen, niedrigen Fischerkirchen an den Küsten der deutschen See. Sie sind wahrhaft Ausdruck ihrer Landschaft und damit auch Ausdruck und Wahrzeichen der Menschen, die nach der harten Arbeit der Woche in ihren Mauern knien und Gottes Segen erflehen.



Das Pfaffen-Glück.

Eine Bayerische Waldgeschichte von Heinz Dietrich.

Die Nacht senkte sich hernieder. Ein verträumtes Dunkel verweichte die Gegenstände in der Kammer. Vereinzelt stürzte durch das mit Eisblumen überzogene Fenster und trafen ein in der Ede lebendes, wackriges Ungeheuer, das sich gegen die Dede in wustigen Wolken aufzulösen schien. Ein Strom von Tannenduft, Schmalzgeruch und Bier verwehte sich mit einem eigenartigen, bald gurgelnden, bald stöhnenden Geräusch, das aus der Wolfenede des Raumes kam. Mit einem lauten Knall flog die Tür der Kammer ins Schloß.

„Grünspan muß er rein g'fressen ham, der Loder, der malefizische“, hörte man noch die Stimme der Bedier-Zenz, dann überließ sie ihr Ehegatten seinem weiteren Schicksal, einem tiefen, gründlichen Schlaf in eben jenem Ungeheuer.

Der Hias war nach Zwielf zum Markt gewesen. Eigentlich wollte er nur dieses und jenes für den Hof einkaufen, was man im Winter über halt so braucht. Wer aber den Bayerischen Wald kennt, der weiß, daß die Entfernungen von einem Ort zum andern groß sind und der tiefe Schnee jedes ausfallende Wirtschafts vollkommen erscheinen läßt.

Es war merkwürdig mit dem Hias: Wenn er ein Quantum hinter sich hatte, kamen ihm manchmal Gedanken, als wenn er noch einmal zwanzig Jahre alt wäre und sein Zenzl mit einem jactischen Juchzer im Saal herumjuchzte.

Ein weiterer Zug aus dem Marktrag änderte freilich das Bild wieder etwas. Der früher so schone Hals seiner Zenzl hatte als weitere Zier einen kleinen Krovianjak bekommen, aber sonst war sie immer noch ein reines, reiches Weibsbild. Hauptfächlich das erste! Ein heimlicher Seufzer begleitete den nächsten Zug aus dem Marktrag. Aber eins war bei ihr gleich geblieben: eine Vorliebe so hier und da für ein Glas Enzian. Und deshalb hatte er ihr aus Zwielf ein Fläschchen mitgebracht. Gut war es. Er hatte den Inhalt schon auf dem Heimwege ein paar Mal probiert, schon der jactischen Kälte wegen. Es war nur merkwürdig, zuletzt hatte er ein Gefühl gehabt, als ob seine Zenzl um ihn gewiesen wäre, dann kam er in etwas Weiches wie in ungeheure Mengen Brotteig, die immer auf- und niederstiegen. Es gab einen Knall, als ob eine Luftkugel zerplatze. Und dann begann es wieder: erst ein kurzer, kläffender Laut, dann anhaltende, langgezogene Töne. Unruhig wühlte sich die Nase immer tiefer in die Feinigkeiten, und das schmeckende und gurgelnde Frähen unterbrach die Schredenslaute der verwehenden Ungeheuer, die über die biden Wolfenballen in der Kammerede und über den Kopf des schnarchenden Hias dahinflogen.

Da kamen sie schon wieder. Die Mistvieher! Aber jetzt wollte er doch —! Pföhllich sah er aufrecht im Bett, griff unter das Bett, dann fuhr etwas Schwarzes, Röhrenartiges durch das klirrende Fenster. Von draußen kam noch ein kurzes Aufheulen, und schon umhüllte die Nacht mit ihrem Zaubermantel den ganzen Spul.

Kristallhell und strahlend lagen die Berge und Wälder in der Morgensonne. Durch das zerbrochene Kammerfenster des Hias drang pridelnd die kalte Morgenluft. Erst langsam, dann lebhafter bewegten sich die jetzt in riesige Ober- und Unterbetten verwandelten Feinigkeiten.

Von der Frauennau her hörte man schon das erste Pfammenläuten, und im Hof ließ sich die energische Stimme der Zenzl vernehmen. Mit einem Knall fuhr der Hias in die Hölle und auch schon in den einen Stiefel. Jetzt schnell in den andern. „Jetzt hab' i den leicht gar unters Bett —?“ Da war er auch nicht. „Jetzt wer i den vielleicht gar ins Bett mit einhabn —?“

Erst flog das Oberbett, dann die Polster, dann das Unterbett an die Erde, immer weiter wühlte er sich in die Untiefen, immer rötter schwoh ihm der Kopf an.

„Zenzl“, rief er durch das Fenster, „wo hast denn mei Stiefel?“

„Jesjes, bist lei a schon da?“ erlang es vielliegend von unten. Erst sollte die Begrüßung noch anders ausfallen, aber ein selbender neuer Stiefel war keine Kleinigkeit, und mit der Bemerkung, „wirft'n halt mit verfluffa ham“, machte sich die Zenzl mit auf die Jagd. Von der Frauennau her lautete es das zweite Mal Pfammen. Die Zenzl suchte und lehrte das Bett zum zehntenmal um und um. Die Ahn! war dazu gekommen und warf den ganzen Federberg zum hundertsten Male von einer Ede in die andere. Der Hias stand daneben wie angedornert. Die neuen Stiefel hin, wenigstens

einer! Da padte ihn die Rut. Mit einem Satz war er aus der Tür, und die nichts Gutes Ahnenden sahen nur noch, wie er den eben ausgezogenen Stiefel in den glühenden Den feuerte. Stumm und steif vor Schreden starrten die beiden Weiber vereint mit dem abgeflachten Hias in die Wand. Erst der brennliche Federgeruch brachte wieder etwas Leben in die drei. Noch halb benommen holte die Zenzl ein Paar ältere Schäfte. Stumm und trostlos fuhr Hias hinein. Einilbzig gingen die beiden kurz darauf hinaus. Bedenklich und nichts Gutes verheißend, wippten die Nachfalten der Zenzl. Mächtige Wolken qualmten aus der Wiebe des Hias.

Sie waren noch nicht weit gegangen, da stand die Votenfrau aus Zwielf. In der Hand hielt sie etwas Schwarzes, Röhrenartiges.

„S' guat, daß i ent fack“, fing sie an.

„Jetzt geh i da bei ent vorbei und liegt da a nagehauer Stiefel auf der Strafen.“

Entgeistert starrten die Zenzl und der Hias auf das Wunder. In der Nachbarschaft beiste ein Hund. Da kam die Erleuchtung über den Hias.

„Jesjes, i Kindvieh, i laudummes“, jagte er. „Jetzt fällt mi erst ein, daß i den Stiefel dem Malefizhund nachgeschmissn hab bei der Nacht!“

Mit einem Griff erfaßte er den Stiefel und mit den Worten: „S' der oame hin, kann der andre a zum Teufel gehn!“ rannte er im Sturmschritt dem Häufel zu. Mit einem mächtigen Schwung flog der zweite Stiefel seinem Kameraden nach, daß die Funten stoben. Händeringend stand die Zenzl an der Tür. „S' in hin und gar is gar“, jammerte sie. „Jetzt is er lei ganz narrisch worden!“

Die Votenfrau zog ihr Handwagerl in der Richtung nach Zwielf und sicherte in sich hinein: „San doch narrische Leut, die Chhalten. Is doch guat, daß ma so alloan is.“

Heimat dir täglich nahe, umschmeicheln dich und warten nur darauf, von dir gesehen und bewundert zu werden.

Doch — bleib nur einmal an dem bescheidenen Schaufenster eines der drei Papierwarengeschäfte stehen: da siehst du ja schon alles, was dir bisher entgangen. Den See und den Waldweg und die Hänge der Hügel und das Altarbild und den lauschigen Winkel. Fein auf Postkarten gezeichnet präsentieren sich dir unaufdringlich, in der ihnen innewohnenden Bescheidenheit, alle die Schönheiten deiner Heimat. Und wenn du eintrittst — denn nun ist deine Neugier gewedt — dann erfährst du auch den Namen des Künstlers, der dies alles mit liebevollem Blick eingefangen und festgehalten hat.

Du stankst vielleicht erst gestern am Markt mit ihm zusammen und ihr sprachet über dies und jenes. Nur das wußtest du nicht, daß dieser Mann, der sich vielleicht als Zeichenlehrer mit Schulfindern plagt, muß oder tagsüber an seinem Handwerksstück sitzt — daß dieser Mann eine stille Liebe in sich verschlossen trägt, die Liebe zu seiner Heimat.

In seinen knappen freien Stunden wandert er dann heraus, mit Stizzenbuch und Stift, prüft und zeichnet, ändert und verwirft, bis endlich dies kleine Stück Erde vor ihm steht, so wie er es gesehen. Er wäre vielleicht erstaunt, wollte man ihn einen Künstler nennen. Er zeichnet, weil er nur so diese zärtliche Liebe aussprechen kann. Und wenn er seine kleinen Werke dem kleinen Geschäft zum Druck und zum Vertrieb übergibt — meinst du nicht, daß auch er stolz ist, wenn Fremde vor der Scheibe stehen bleiben und sich wundern, daß hier, abseits der großen Heerstraße, ein so wunderhübsches friedliches Landchen verborgen ist?

Wenn das dann unger stiller, unbekannter Freund erfährt — ob er sich nicht doch heimlich die Hände reibt und sich freut, seiner geliebten Heimat einen kleinen Dienst erwiesen zu haben?

Geh ihm nach, verfolge die Wege, die er in seiner bescheidenen Künstlerfertigkeit genommen, suche den See, den Wald, den Hügel — wandere die enge Gasse hinab, an dem Zaun vorbei, hinter dem im Sommer die Rosen so leuchtend blühten, immer auf den Kirchturm zu mit dem barocken Zwiebelturm, der so festlich über Kreuz vor die Straße gestellt ist. Siehst du, das hastest du noch nie gesehen, daß er gewissermaßen herausgehoben ist aus der Front der engbrüstigen niedrigen Häufel!

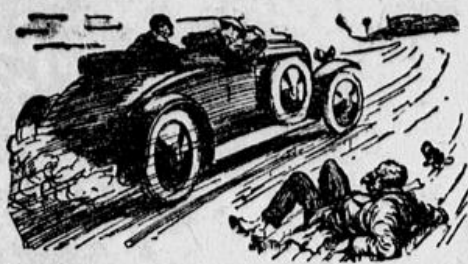
Und dann erkenne auch du, daß es viel Schönheit und damit viel Glück auch in dem kleinen Rest gibt, das nicht in den Reisebüchern steht, das deine Heimat ist, deren Reize dir erst ein stiller, unbekannter Mann erschließen mußte.

Führer zum Glück

Da siehst du vielleicht schon zehn oder auch mehr Jahre in dieser kleinen Stadt, lebst mit ihren Menschen, wandelst geraham oder auch hastig — wie es eben deinem Temperament entspricht — durch ihre verwinkelten Straßen. Aber wenn dich ein Fremder, einer, den die Laune eines närrischen Zufalls hierhin vertrieb, nach den besonderen Schönheiten des Ortes fragen sollte, dann weißt du möglicherweise nichts zu antworten.

Ein schöner See? Ein lauschiger Waldweg unter ragenden Bäumen, mit hübschem Ausblick auf sanft geschwungene Felder? Ein Hügel, dessen Gleiten liebe Erinnerungen in dir wecken konnte? Ein besonderes farbenreiches Altarbild in der kleinen Kirche? Etwa ein malerischer Winkel zwischen Pfarrhaus, Küllerei und Gottesader?

Du weißt es nicht! Und doch sind all diese Schönheiten einer dir unbekannten



Bandit im Süden

Abenteuerroman von Edwin Demel

(1. Fortsetzung.)

Frederick Johnston fühlte sich so teuflisch wohl, wie dies nur bei einem jungen Mann der Fall sein kann, dessen gesamtes Hab und Gut nicht viel über zehn Pfund ausmacht und der nicht genau weiß, womit er in Zukunft sein Leben fristen soll.

Er schlenderte durch die Straßen Livingstones, die genau so hochtrabende Bezeichnungen aufwiesen, wie der Ort selbst. Da gab es eine Stanley, eine Rhodes und eine Lloyd George Street. Die Träger dieser Namen würden sich im Grabe oder, so weit sie sich noch am Leben befanden, im Bett umgedreht haben, wenn sie diese Straßen gesehen hätten, die von Wellblechdächern und papierverklebten Schaufenstern flankiert waren.

Als Frederick Johnston bei Heinzelmanss Gistbude, „Saloon“ genannt, anlangte, blieb er unwillkürlich stehen. Es gab da etwas zu sehen. Vor der Tür befand sich ein beladener, schwerfälliger, aber solid gebauter Wagen, der denen ähnelte, die von den Buren zum Trecken benützt werden. Ein halbes Duzend abgetriebener Ochsen waren davorgespant und glotzten stumpfsinnig vor sich hin. Am Kutschbock kauerte ein bösender Hottentott, der die lange Ochsenpeitsche zwischen den Knien hielt. Am hinteren Ende war ein Grauhimmel angebunden, der, gefaltet und aufgedrückt, Johnstons Aufmerksamkeit auf sich zog. Johnston war Pferdefreund. Er hatte dem Reitposten stets gebührend. Und hier in diesem Lande, in dem die Pferde so billig waren, konnte er sich in bezug auf seine Kenntnisse vervollkommen. Der Grauhimmel war offenbar ein Wüstenpferd bester Qualität, wenn auch jetzt abgemagert. Er sah so frisch aus, als sei er vierzehn Tage im Stalle gestanden, obgleich er sicher eben erst aus der Caroo kam. Er war noch nicht einmal gefäubert. Sand und Staub hingen in Krusten an ihm, Fliegen umschwärmten ihn und saßen in Scharen auf den durch langes Reiten abgeseuerten Fellstücken. Trotzdem war er eines jener Pferde, deren Wert für den Mann, der durch die Caroo muß, als unschätzbar gilt: zäh, ausdauernd, hartnäckig, unverzagt. Man sah ihm das an. Nichts vom rasch verpuffenden Feuer der Rennpferde, nichts von der Klugheit des Packpferdes. Frederick Johnston hatte ein Auge dafür. Bedauern stieg in ihm auf. Und da aus dem Saloon Stimmengewirr her- vorbrach, beschloß er, den Besitzer dieses Tieres kennen zu lernen.

Dicker Tabaksqualm füllte die Gasse. Spirituosen dunsteten. Und um die Tische herum saßen sie, die Philister mit Schmerzbäuchen und Hängebäuden, und die Arbeitslosen, mit Stummelpfeifen zwischen den Zähnen und Whistyläutern in den Fingern. Sie hatten ihre Geschäfte und Nischengeschäfte im Stille gelassen, um zu Heinzelmanss Saloon zu wandeln, denn dort, am Buffet, dort stand einer, der schmeichelt eine Auflage nach der anderen für alle ehrenwerten Gents, die mittrinken wollten. Und ehrenwerte Gents waren sie alle, bemüht, eine Gelegenheit, sich mit Alkohol vollzupumpen wie eine Whistytonne, nicht fahren zu lassen. Und der Gentleman, der da für jedermann zahlte und selber so wie ein Loh, der erzählte — erzählte!

„Ja“, sagte er gerade, „ich kann euch versichern, Boys, in der Caroo gibts nicht mehr Gold wie hier in Livingstone. Ich muß das wissen, war lange genug hinterher. Als ich sah, daß es so nicht weiterging, denn die Mittel wurden knapp und in der Caroo zu freiden kostet 'nen schönen Baken Geld, da wandte ich mich 'ner anderen Art Beschäftigung zu. Hallo, alte Mistpriehe von 'nem Wirt — noch 'ne Runde auf meine Rechnung!“

Frederick Johnston trat an den Schankstisch heran. Heinzelmans, damit beschäftigt, die Gläser zu füllen, hörte erst nicht darauf, was er wollte, sondern schob ihm ein volles Glas zu.

„Trinken Sie, Sir“, sagte er, „s kostet nichts, dieser Gent zahlt alles.“

Johnston drehte sich um und sah sich den Fremden an. Ein verwirrtes, glattrasiertes Gesicht, in dem kaltencharige Augen saßen, die jetzt freilich einen gläsernen Ausdruck hatten. Ein unterlegter, in Leder gekleideter Körper. Johnston erkannte ihn sofort: es war der Mann, der im Bankhaus Madison & Sons heute tausend Pfund kassiert hatte, jener Mr. Dobb, den er einige Augenblicke benedictet zu haben sich erinnerte. Der Bursche konnte freilich zahlen. Und nun fuhr er in seiner Erzählung fort, während die Leute mit offenem Mund und Ohr lauschten.

„Ja“, sagte er, „was sollte ich nun machen? Mit dem Gold hatte ich, wie gesagt, kein Glück. Da erfuhr ich von 'nem Bur, der nach Süden treckte, daß Elefantenbein noch immer Trumf sei, man müsse Elefanten jagen, um zu Geld zu kommen. Schnell entschlossen wurde ich Elefantenjäger und das, Gentlemen, war die richtige Sache für mich.“

„Stellen sich die Kosten nicht hoch?“ fragte einer. „Elefanten sind doch Krongut und das Schußgeld ist, so viel ich weiß, nicht gering.“

„Stimmt, alter Sobn“, bestätigte Dobb, „stimmt auf-fallend. Das Schußgeld beträgt dreihundert Pfund pro Stück, im vorhinein zu erlegen. Und da man mangels Transportgelegenheiten die Haut und das Fleisch zumeist nicht verwerten kann, sondern auf das Elfenbein der Stok-jähne allein angewiesen ist, mußte man eigentlich drauf-zahlen. Wenn man nämlich dumm ist, Gents. Ich aber bin geistig. Drüben im portugiesischen Angola gibts Elefanten genug, und dorthin ging ich, schloß die Tiere, und brauchte unjerm Resident Kommissiöner nicht einen Penny bezahlen.“

„Geht denn das im Portugiesischen, Sir? Sind die Elefanten dort nicht geschütt?“

„Habaha! Sehr gut. Natürlich sind sie geschütt, mehr noch als bei uns. Man darf nie mehr als ein Tier er-legen, und das Schußgeld ist nicht gering. Aber ich bin

Südafrikaner und kümmerge mich den Senker um die Vor-schriften der portugiesischen Halbasien. Man geht eben hinüber, schießt, und kehrt, um unbedenklichen Fragen aus-zuwelken, auf englisches Gebiet zurück. Das ist freilich Wildbeere, wird aber bei uns nicht bestraft, habah. Klug muß man sein, so ist's. Die Portugiesen haben alle zweihundert Meilen weit einen Polizei- oder Militärposten von zwanzig bis dreißig Mann, die natürlich nicht aus-reichen, die ausgebreitete Grenze zu beaufsichtigen. Man hat mithin freie Hand. Und auf unserer Seite herüber, in Kabilia, sitzt der Händler William Ramjan, der gute Preise bezahlt und nicht danach fragt, woher das Elfenbein stammt. So liegt die Sache. Ich brauchte nicht einmal lange, um emporzukommen. Heute langte ich an mit einem Scheel auf tausend Pfund von William Ramjan. Wurde anstandslos honoriert. Und nun hab' ich's satt. Setze mich zur Ruhe auf eigenem Grund und Boden. Gibt genug billiges Regierungsland hier im gelegenen Rhodesia. Suche nur noch 'nen Mann, der mir meine Ausrüstung ab-kaufte. 'nen Mann, der in die Caroo will, nur für den hat das Ochsenpferd 'nen Sinn.“



Frederick Johnston hatte diesem Speech mit Spannung gelauscht. Absonderliche Gedanken kreuzten sein Hirn und verdichteten sich zu dem verrücktesten und ungeheuerlichsten Einfall, den je ein junger Mann ausbrütete. Fast blitz-schnell überkam der Entschluß, den entlassenen Bankbeamten, der, vom Wisst angeregt, näher an Mr. Dobb herantrat. Dieser laute sich eben mit einem mächtigen Schluck, schmeich eine neue Runde und schaute hierauf Johnston ins Auge.

„Hallo“, sagte er, die dursichtigen Brauen runzelnd, „das Gesicht sollte ich kennen.“

„Stimmt“, bestätigte Johnston lächelnd. „Sie haben ein gutes Gedächtnis, Sir.“

„Woher aber? In der Caroo haben wir uns sicher nicht getroffen, sonst wüßte ich's genau.“

„Sie waren heute bei Madison & Sons, Sir. Ich be-fand mich gerade dort.“

„Ach, nun dämmert's mir! Sie machten ein ziemlich trübseliges Gesicht, wenn ich nicht irre.“

„Sie haben recht gesehen.“

„Lassen Sie hören“, ermunterte Dobb, der nach Art der Halbtunten gerade sehr menschenfreundlich auf-gelegt war.

„Ich wurde von der Bank entlassen, ungerechtfertigter-weise natürlich. Arbeitslosigkeit und so.“

„So“, blinzelte Dobb mitleidig, „kommt heute häufig vor, Sir. Man darf's nicht tragisch nehmen.“

„Sie haben recht reden, Sie sind heraus aus der Sache und brachten Ihr Schicksal ins Trodene.“

„Na, mir ging's manchmal auch nicht besser wie Ihnen in diesem Augenblick.“

„Sie erzählten von der Elefantenjagd. Ist sie wirklich so rentabel, wie Sie sagten?“

„Gäßen Sie Lust dazu?“ grinst Dobb.

„Eigentlich ja“, gestand Frederick Johnston zögernd ein. „Ist die Sache schwer anzufassen?“

„Wie man's nimmt — es gehören geschickte Hände dazu. Die Caroo ist keine blumige Weiden, um darauf spazieren zu gehen, und ein Elefant läßt sich ebenowenig mit einem Schöpfungchen vergleichen, wie etwa ein portu-giesischer Grenzpolizist mit einem Hottentott. Ist Ihnen klar, wie?“

„Sicher. Ich bin ein guter Schütze, ein sehr guter Jäger — und reite wie selten einer.“

„Das genügt noch nicht. Es gehört auch Betriebs-kapital dazu. Haben Sie Geld?“

„Etwas.“

Dobbs Augen funkelten wie glühende Kohlen. Ihm schien, hier sei ein Geschäft zu machen.

„Sie kamen doch von der Straße draußen herein?“ fragte er hastig.

„Ja.“

„Haben Sie sich den Wagen, das Ochsenpferd und das Pferd angesehen?“

„Allerdings.“

„Nun, gerade das ist's, was Sie brauchen, um in die Caroo zu gehen.“

„Genügt nicht ein Pferd allein?“

„Keinesfalls“, belehrte väterlich der Jäger. „Wir Weißen haben einmal verschiedene Bedürfnisse, ohne die wir einfach nicht auskommen. Die Nächte sind kalt in der Caroo, Sir, genau so kalt, wie die Tage heiß. Und so ein Wagen bietet mehr Schutz als ein Zelt. Ferner kann man alle Lebensbedürfnisse und Futter für Ochsen und Pferde mitnehmen, welche letzteres nicht immer zu finden ist. Wenn Sie weiterhin bedenken, daß Löwen, Hyänen und Schakale

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

es nie wagen, den Karren anzugreifen, werden Sie selbst die Notwendigkeit, einen solchen mitzunehmen, anerkennen.“

„Das mag alles stimmen“, bemerkte Johnston sinnend.

„Es ist so, versichere ich Ihnen. Nun, ich bin geneigt, mit Ihnen ein Geschäft zu tätigen, ein Geschäftchen, bei dem Sie nicht schlecht fahren werden. Ihnen sind doch die Preise bekannt, die man gegenwärtig für Vieh und Wagen erzielt?“

„Ja. Als Bankmenschen.“

„Nun ein Wort: alles, was Sie da draußen sehen, können Sie für fünfzig Pfund haben.“

„Ah.“

„Jawohl. Gegen Barzahlung natürlich, Sir — kein Scheel, keine Raten, denke ich.“

„Aber —“

„Ich bin der Ansicht, daß Sie etwas davon verstehen. Und fünfzig Pfund sind die Sachen wert, man kann sagen, sie sind für das Geld halb geschenkt. Ist's nicht so, Boys?“

Er wandte sich an die Leute, die bei den Tischen saßen. Und die pflichteten eifrig bei. Sie hätten ihm auch bei-gepflichtet, wenn der ganze Kramel keine fünf Pfund Wert gehabt hätte, denn wer zahlt, findet auch Anhang. Trotz-dem traf es in diesem Falle zu: das Zeug war preiswert. Und Frederick Johnston bedauerte insgeheim, das Geld nicht zu besitzen. Es war zweifellos, den Fall auch nur zu distutieren. Er machte deshalb eine abweisende Hand-bewegung.

„Ich hoffe, es ist nicht Ihre Absicht, an Ihrem Glück vorbeizugehen, ohne es beim Schopf zu fassen“, schrie Dobb. „Erst sehen Sie sich das Zeug mal an, dann lehnen Sie ab, wenn Sie's übers Herz bringen.“

Er zog Johnston zur Tür hinaus. Die anderen folgten und stimmten Lobeshymnen an, lachten den jungen Mann zum Abschied zu bewegen. Der hatte nicht die Absicht, etwas davon zu sagen, daß ihm die Mittel fehlten, und untersuchte daher zunächst das Pferd.

„Das ist Zinn“, erklärte Mr. Dobb stolz, „das beste Pferd, das je die Kalahari sah.“

Frederick Johnston prüfte die Zähne, hob die Hufe, betrachtete es von allen Seiten.

„Sechs Jahre alt“, sagte er.

„So ist es. Das beste Alter für ein Tier, das in die Caroo geht. Schätze ich, Sir.“

„Den Wagen will ich nicht. Aber für das Pferd samt Reitzeug zehn Pfund, wenn's beliebt.“

Dobb verzog das Gesicht zu einer Grimasse.

„Sie sind ein Narr, wenn Sie den Wagen lassen. Aber wie Sie wollen!“

„Eingverstanden?“

„Eingverstanden.“

Sie gaben einander den Handschlag und Johnston zog die Briefstasche hervor, die zehn Pfund gleich bezahlend.

Es war ein guter Kauf, und beim Gedanken daran geriet sein Blut in Wallung. Er machte das Pferd los und ge-langte mit einem Satz in den Sattel. Doch ehe er wegritt, hielt ihn Dobb zurück und rief ihm mit verschwommenem Grinsen zu:

„Schäpe, Sie haben kein Geld, um den Wagen zu kaufen. Und doch brauchen Sie einen in der Caroo. Stehlen Sie einen, Sir, stehlen Sie einen, habaha!“

3.

Wie eine Silberseife hing der Vollmond am nacht-dunkeln Himmel und überzog das Städtchen Livingstone mit einem Meer weißen Lichtes. Die Tageshitz war einer empfindlichen Kälte gewichen, der Staub hatte sich gelöst und die Luft war wunderbar rein und klar geworden. Ein frostiger Windhauch trug den dumpfen Donner der Victoria Falls herüber. Dunkle Schatten huschten durch die stillen Gassen, klickten und verschwand: Schakale. Das schrille Hohnelächeln der Hyänen scholl aus der Einsamkeit der Caroo herüber.

An der Ecke der Stanley Street stand ein Bobby und ließ den Gummihüpfel mit fabelhaftem Geschick um den Daumen wirbeln. Die blauen Knöpfe seines Uniform-roses glitzerten im Mondlichte. Er langweilte sich, der gute. Es gab nicht viel Abwechslung hier, in Livingstone. Dann pökte er plötzlich die Ohren und schob die Pistolen-tasche zurecht.

Einförmiges Hufgetöse näherte sich, das Straßen-pflaster entlang. Aus den Schatten der Häuser tauchte ein Mann hervor, der merkwürdigerweise ein Pferd hinter sich herzog. Das Pferd war gefaltet und aufgedrückt und trug einen rückwärts aufgeschalteten Mantelsack. Der Mann näherte sich dem Bobby und griff lässig an die Hut-krempe.

„Guten Abend, O'Connor“, grüßte er.

O'Connor musterte ihn misstrauisch und brauchte eine ganze Weile, ehe er ihn erkannte.

„Guten Abend, Mr. Johnston“, rief er überrascht.

„Hätte Sie beinahe nicht erkannt in dieser komischen Kluft. Bist nicht zu Ihnen, Sir. Bobbin so spät, wenn man fragen darf?“

„Ich habe vor, auf die Farm eines Bekannten zu reiten — erhielt heute Urlaub.“

„Ach so!“ grinst der Bobby verständnisvoll, „und da wollen Sie noch diese Nacht hinmachen? Rann mir denken, warum. Das ewig Weibliche, habaha!“

„Stimmt, O'Connor. Nun habe ich aber auch hier noch etwas zu erledigen.“

„So?“

„Ja. Und da wollte ich Sie fragen, wie lange Sie Dienst haben.“

(Fortsetzung folgt)

Unpolitische Chronik

Neuß, 3. Februar 1935

Oluf ein Naüß!

Nach kurzer Unterbrechung wollen wir nun wieder in die unpolitische Chronik einsteigen; für die Neusserungen lebhafter Anteilnahme am Schicksal des Chronisten Dag, für die ermunternden Zuschriften, für die trostvollen Worte sagt der Chronist auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege Dank.

Aber einmal im Jahr darf man ja auch die Schreibmaschine in die Ecke stellen, um Kraft durch Freude zu sammeln. Eagen wir das einmal in Versen, wenn auch in schlechten:

Einmal hat man dann die Nase voll,
Wünscht, man könnt' sofort von Neuß verreisen;
Weiß zuerst nicht recht, wohin man fahren soll,
Doch, wenn Gott will, rechte Lust erweisen.
Der muß eines Tages fort von hier:
Reisen ist ja meistens ein Pläjäer.

Winkt man dann noch mal zum Zug hinaus,
Schaut noch einmal man die langen Straßen
Denn man schon gerührt an das Zuhause,
Das man hat so ganz allein gelassen;
Und man döst so in die flache Landschaft,
Manche denken auch nochmal an die Verwandtschaft.
Deshalb dich froh im harten Holzcoupee, —
Pfeifst vor dich hin „Lieb Heimatland ade!“

Einmal hat man dann die Nase voll,
Wünscht, man wäre wieder bei den andern,
Weiß nicht recht, was man noch draußen soll,
Will nun nicht mehr in die Ferne wandern.
In der Fremde nämlich ist das beste Bett
Lange nicht wie das zu Haus, so nett.

Schaut man dann vergnügt zum Zug hinaus,
Sieht man dann die lieben, alten Straßen,
Denn man hat so ganz allein gelassen;
Man grüßt die alte Stadt, sagt „guten Tag“ den Lieben,
Alles ist, so, wie es war, gelieben.

So, nun wollen wir wieder in die Spelchen greifen! Auf, zu einer neuen Reittour!

Naüß mol windne ainmol gaffelobbnel.

Der Landesverkehrsverband Rheinland schickt neue Prospekte in Englisch und Französisch in die Welt, die darauf abgestellt sind, die Besucher der kommenden Brüsseler Weltausstellung im Sommer auch zu einem Besuche des Rheinlandes zu veranlassen; diese Absicht ist klug und praktisch, und der Prospekt ist schön und lesend aufgemacht; er zeigt ein feines farbiges Titelbild, schöne Reproduktionen im Innern und eine Karte, auf der alle Orte des Rheinlandes von Oberhausen bis Wiesbaden eingezeichnet sind; n u r N e u ß f e h l t. Zwischen Düren, Gladbach, Düsseldorf und Köln ist ein Raum, in diesem Raum müßte eigentlich Neuß eingezeichnet liegen; es liegt aber nicht, vielmehr es fehlt. Neuß ist nicht da! Wenn wir nicht jeden Tag merken, daß wir noch immer da sind, dann müßte man argwöhnisch werden; aber wir Neusser sind tatsächlich noch da; nur der Landesverkehrsverband Rheinland e. V., Sitz Godesberg, Telefon 2956, wohnhaft Rheinallee 69, gleich an der Dampferanlegestelle, hat uns unterschlagen. Vielleicht haben wir unseren Beitrag zum Verband nicht bezahlt, wer weiß? Vielleicht haben wir verwaltschaftsmäßig sogar Strach mit dem Landesverkehrsverband Rheinland? Und vielleicht sind wir deswegen einfach unterschlagen worden; paß, aus!

Aber wir sind nicht nur auf der Karte unterschlagen worden, so nein! Wir sind auch in einem großen Verzeichnis unterschlagen worden, in dem alle größeren Veranstaltungen des Sommers verzeichnet stehen; bei den Benennungen hätten wir doch gerne das Neuß fest im August und die alten Neusser Pferderennen dort zu sehen gewünscht, nicht um ein paar Fremdlinge nach hier zu ziehen, in die erklärlicher Fast ausgerechnet zum Neusser Schützenfest oder zum Rennen von der Weltausstellung in Brüssel nach Neuß geführt kommen, sondern, weil wir wünschen, daß man uns nicht immer ohne Weiteres totschweiget. Wir wollen aus Gründen des Respektes nicht unterschlagen sein, weil wir uns für mindestens — abgesehen von unseren geschichtlichen Vorzügen — ebenso wertvoll halten, wie etwa die in der Karte verzeichneten Städte Euskirchen, Gladbach, Remscheid, Solingen, Düren, Arefeld, Vortel und.

Hätten wir einen Verkehrsverein oder einen Verein zur Wahrung des Neusser Lokalstolzes, dann wäre jetzt eine famose Gelegenheit zu einer Protestversammlung mit einer Resolution an den Landesverkehrsverband West zu Godesberg folgenden Inhalts:

„Ist es dem Landesverkehrsverband West bekannt, daß Neuß trotz allerhöchsten Alters noch immer lebt, und was gedenkt der Landesverkehrsverband West dagegen zu tun?“

Vollsgenossen, Schützenbrüder! Auf, laßt uns protestieren!

Gilt für die Naüßne Neußbauern.

Nicht, als ob sie wädele! Keineswegs tut sie dieses; vielmehr fährt sie nach wie vor frei und brav auf sämtlichen Eilen, von 1 bis 16; (Gott, wenn das ja jemand Fremdes liebt, daß wir 16 Straßenbahnlinien haben!) eigentlich haben wir ja nur 4; ich bin für Gleichheit in der Werbung, und wenn man schon nicht die Wahrheit sagen kann oder will, so sollte man den Schnabel halten.

Diese Einleitung ist verworren; aber bald wird es licht und klar werden um das, was ich hier sagen wollte; es handelt sich um die Straßenbahn von Neuß, die zwar keineswegs kritisch unter die Lupe genommen werden soll, sondern vielmehr mit einem guten Vorschlag versehen werden, wie das hier seit Zeiten üblich ist.

Die Sache ist ja so!

Außer der Linie 16 (Neuß-Düsseldorf), die von den Neussern mit Andrang und Ausdauer unter denkbar schwierigen Verhältnissen benutzt wird, könnten die Neusser Straßenbahnlinien ja recht gut eine Belebung vertragen; wir haben uns darüber schon einmal hier unterhalten. Ob es geholfen hat, weiß ich nicht; wahrscheinlich nicht. Denn die Neusser sind ein merrwürdiges Volk; sie haben vor Jahren nach der Straßenbahn geschrien, wie die hungrige Kuh nach dem dufenden Klee; und als sie schließlich ihre Straßenbahn hatten, da waren sie zwar stolz darauf, daß sie eine Ring-Ling-Bahn besaßen, aber sie führten mitnichten damit. Die schönen Wünsche, die bei den verschiedenen Eröffnungsfeierlichkeiten gehalten wurden, haben nur der Verdaunung der beteiligten Spitzen der Behörden und der anderen Mitesser gedient; die fundamentalen Sätze: „möge unsere Straßenbahn ein Band zwischen Nord und Süd sein (rauschender Beifall mit Verstärker!) und möge recht viele unserer Mitbürger diese Straßenbahn benutzen zum Besten usw. (Lach, Juchzen, Beifall, Affe tot, Zirkus aus!)“

Als die Straßenbahn nun da war, gingen die Neusser in ungeahnten Mengen zu Fuß, oder, sie schafften sich gar ein Fahrrad oder einen Rollstuhl, oder, sie schafften sich gar ein Auto, und fuhren sie nicht um das R...! Dann erschien ein neues Thema in den Stadtratssitzungen; die einzelnen Stadtteile wollten mehr Licht; auch das haben sie bekommen, obwohl meistens kein Mensch auf den nun viel besser beleuchteten Straßen zu sehen ist.

Ja, ja, die Neusser.... Seit jener Zeit haben wir also Straßenbahn und bessere Beleuchtung. Verdient wird an unserer Straßenbahn nichts; unser Aktivposten ist die Linie 16, mit der die Neusser schredlich oft (geschäftlich natürlich!) nach Düsseldorf müssen. Keiner darf dem anderen einen Vorwurf machen, er führe zuviel nach Düsseldorf; alle sind schuldig. Für diese Schuld beziehungsweise zu deren Sühnung, werden die lieben Neusser auf der Hin- und Rückfahrt meistens so gequält, daß sie oft ganz blau (gequält) nach Hause kommen. Aber da ist die Rheinbahn unerbittlich; sie macht es den Neussern schwer; sie wollen was für ihr Geld haben! Sollen sie auch.

Noch immer nicht bin ich soweit, wie ich sein sollte! Ich wollte einen Sanierungsvorschlag für die Neusser Straßenbahn machen; ich habe ihn irgendwo gelesen; hier ist er:

„Wenn der Schaffner einen Witz macht, dann ist die unpersonliche Stimmung im Wageninnern zerbrochen, geschmolzen unter dem Sonnenstrahl dieses Humors, weggerollt von dem Schmunzeln sämtlicher Wageninsassen. Wenn aber der Schaffner einen Witz nach dem anderen losläßt, alle garantiert ohne Bart oder wenigstens rasiert, dann wackelt die Bänkelein, dann schüttelt der Wagen von dem Gelächter und Gewieser der Fahrgäste, und dann sind die Wagen nicht best.

Glückliches Du bist! Geht es dir so gut, daß du deine Einwohner stets bei so guter Laune halten kannst? Ganz im Gegenteil. Der Autobusgesellschaft jedenfalls standen die Schulden bis an den Hals, und sie saßen auf Abhilfe. Schließlich verpflichtete sie zur Hebung des Geschäftes eine Reihe bekannter und beliebter Komiker als „Autobuschauffner“. Das war ein Schuß ins Schwarze. Zu Hause drängten sich die lustigsten Menschen an den Haltestellen und stürmten die Wagen, um nur ja noch mitzukommen. Schilder verkündeten: „Hier werden die ersten Witze vergapft! Wer seinen Kummer vergessen will, nehme diesen Autobus!“

Witze wurden mühelos aus dem Kermel geschüttelt, frisch aus der jeweiligen Situation geschöpft und am laufenden Band fabriziert. Den Nationalhelden wurden schonungslos neue Anekdoten angehängt, und die Stadtverordneten mußten es sich gefallen lassen, daß man plötzlich lauter komische Seiten an ihnen entdeckte.

Aber gerade, als sich die Gesellschaft wieder aufgerappelt hatte, ließ die Lust der Einwohner Dubins nach. Ober lag es vielleicht daran, daß die Komiker-Schaffner ganz ausgepumpt waren? Jedenfalls soll sich neulich ein Fahrgast geweigert haben, das Fahrgeld zu zahlen, weil er nicht mit neuen Witzen bedient worden war. Er behauptete, es seien „alle Kamellen“ gewesen, die er zu hören bekommen hatte, und man sollte die Komiker mal auf Urlaub schicken...“

Solchen Veruch müßten wir auch einmal in Neuß machen, wo die Straßenbahnschaffner, gleich ihren Kollegen auf der Rheinbahn und Reichsbahn immer so schredlich ernst aussehen. Natürlich müßte die Sache andersherum gemacht werden: nicht neue Komiker-Schaffner müßten eingestellt werden, sondern die alten bisherigen Schaffner müßten Unterricht nehmen, etwa bei Dahmens Schängle der bei Walbert Verhältnicht oder wie die anderen Großen des heutigen Reiches heißen. Leider unterhalte ich noch so gar keine Beziehungen zu den Meistern des Neusser Karnevals und Komikentums; ich habe immer mit so ideenreich ernteten Leuten zu tun, aber ich bin sicher, daß sich zum Besten der Neusser Straßenbahn die Neusser Komiker in rauen Mengen zur Verfügung stellen werden, auf daß es der Linie 1—3 besser gehe, und erst, wenn es so weit ist, daß die Leute vergessen, an der richtigen Station auszu steigen, weil sie immer noch über den bärtigen oder glattrasierten Witz lachen, sobald sie nächsten müssen, dann wollen wir auch die Dubliner Meister loben, die dieses System erdacht haben; wenn auch das System nicht lange gehalten hat, wir werden dann schon wieder auf neue Gedanken kommen. Vorerst müssen wir es einmal mit den witzigsten Schaffnern probieren. Die Herren Kontrolleure brauchen nicht mitzulachen; auch die Inhaber von Wochenarten und Freisarten sind dazu nicht verpflichtet. Die anderen aber müssen; wer nicht lacht, darf so lange mitfahren, bis er anfängt zu lachen.

Somofne Neußflog auf für das Naüßne Neußbauern.

Dieser Tage habe ich im „Berliner Tageblatt“ eine Notiz gelesen, die ebenfalls für Neusser Verhältnisse brauchbar ist, wenn man sie richtig umdeutet; bekanntlich haben sich ja die Künstler unseres Städtebundtheaters darüber beklagt, daß die Neusser viel weniger Beifall klatschten, als die anderen Besucher des Theaters in den A b e c h e r o t e n; wir haben uns schon

um die psychologische Deutung dieses Vorwurfs bemüht, wenn wir meinten, daß dieser dünnere Beifall erstens vielleicht durch die durchaus mangelhafte Musik des Zeughaussaales erklärt werden könnte und dadurch, daß die Neusser eben doch ein wenig schwerer zu begeistern sind, als andere Leute. Das gilt nicht nur für das Theater; denn die Neusser sind Skeptiker und Gräbler; sie billigen nur das, was sie durchaus verstehen, und wenn sie es verstehen, dann sind sie immer noch mit Zurückhaltung gewappnet, was man als Lob oder aber auch als Tadel deuten kann.

Aber lassen wir es ungeklärt, warum meine lieben Neusser so ungern lange und nachhaltig in die Hände klatschen; bei Konzerten ist es übrigens meistens auch so. Da klatschen sie immer nur „mäßig bewegt“, weil sie fürchten der Sänger, die Sängerin, der Chor oder das Orchester (Nichtzutreffendes bitte durchstreichen!) könnten noch eine Zugabe geben, was dem Neusser meistens d u r c h a u s unangenehm ist, zumal dann oft eine viel zu lange „Zugabe“ gestiftet wird. (Ich habe einmal eine Sängerin gefasst, die hörte überhaupt nicht mehr auf, zu singen, wenn auch nur ein einzelner Zuhörer geklatscht hatte.)

Aber das gehört nicht zur Sache; die Neusser Theaterleute haben sich aber nicht nur über mangelnde Beifallszahlen beklagt, sie haben auch über mangelnden Beifall geklagt; beide Klagen werden verstummen, wenn wir das von mir im WZ. gefundene Rezept auf Neuß umdeuten. Ich las das u. a.:

„Der Fürst Günther Friedrich Karl I. von Schwarzburg-Sonderhausen, der vor hundert Jahren regierte, sorgte für die Unterhaltung seiner Untertanen durch die Errichtung eines Theaters, in dem es recht sonderbar zu ging. Die Bürgerinnen drängten sich schon um vier Uhr nachmittags auf die guten Plätze und strickten fleißig Strümpfe. Der Fürst wohnte jeder Vorstellung bei, — stets im Jagdanzug mit Sporen. Neben ihm stand ein kleiner Tisch mit einem Tabakasten und Meerzschampfeisen, und er blies bide Rauchwolken in die Luft, während er mehr oder weniger aufmerksam den Darbietungen auf der Bühne folgte. Sein Beifall äußerte sich darin, daß er den Künstlern, die ihm gefielen, mit Duftaten gepöckelte Apfelsinen zuwarf, die neben dem Tabakasten auf einem silbernen Tablett lagen.“

Hatte ein Schauspieler schlecht gelernt, dann schrie er wütend: „Auf die W a c h e m i t i h m!“ Und der Akt wurde sofort von den Genarmen abgelehrt, um hinter schwebenden Gardinen seine Rolle besser zu studieren.

Der Fürst sprach ungeniert mitten in die Vorstellung hinein. Wenn ein Liebhaber, der Gelbespieler und Opernsänger Heßcher, den Ferdinand in „Kabale und Liebe“ spielte, rief er plötzlich dazwischen: „Heßcher, die denken hier vielleicht, du kannst bloß immerzu reden. Zeig ihnen, daß du auch singen kannst. Leg mal deine S a r a f r o - A r i e mit dem nötigen Schmels hin!“ Und Ferdinand sang seiner Luise „An diesen heiligen Hallen“ vor, worauf ihm einige gepöckelte Apfelsinen an den Kopf flogen.

Langweilte sich Serenissimus, dann rief er: „Nun hört mal auf, Kinder! Geht wird der Krahnholz mal tüchtig geklatscht.“ Krahnholz war der Komiker, mit dem man sich diesen Scherz erlaubte. Er rief zwar weinerlich: „Ach nee, Durchlaucht, bitte heute nicht klatzen!“ aber schon erschienen zwei Witzipler mit Rohrköden, die ihn klatzten. Dann schnitt er die gewöhnlichen Grimassen, warf sich auf den Boden, freischte und schrie — und Durchlaucht lachte.“

Das scheinen mir p r a k t i s c h e W i n k e zur Belebung des Kunstgeschens in Neuß zu sein; an Besuch und Beifall würde es hierfür dann nicht mehr mangeln; wenn wir uns nämlich allein vorstellen, daß die Möglichkeit bestünde, daß der eine oder andere Künstler, weil er schlecht gelernt hat, auf die Wache gebracht werden würde, oder daß der eine oder andere der Künstler (oder der Künstlerinnen) zum Klatzen „freigegeben“ würde — Herrschaften, das würde übervolle Häuser geben, und die Kassentrappporte würden gigantische Zahlen aufweisen, die Jahresverträge wären fertig; ob allerdings die Reichskulturkammer damit einverstanden wäre, das steht auf einem anderen Blatt. Aber Berlin ist ja weit.

Allenfalls haben wir nun auf diesem längst nicht mehr ungewöhnlichen Wege dem Intendanten Savallisch wieder einmal kostenlos einen sehr schönen Vorschlag gemacht, der vielleicht aber nur die eine Folge hat, daß wir im nächsten Jahre einmal „Die deutschen Kleintädter“ mit den Serenissimus-Zwischen spielen zu sehen bekommen, an denen wir eint, vor Jahren, im Düsseldorf Theaterhaus so große Freude hatten.

Ob sich sonst was Brauchbares unter den Vorschlägen des WZ. befindet, das zu unteruchen, wollen wir der Neusser Theaterleitung überlassen; immerhin glaube ich mit diesem Vorschlag mein Versprechen gehalten zu haben, und einen Weg gewiesen, der sowohl die Beifallsfreude anfaßt und belebt, als auch dem Theaterbesuch durchaus förderlich ist; wahrscheinlich brauchte unser Theater bei der Kunstliebe der Neusser für solche Kunstgenüsse überhaupt nicht mehr auf „Tour“ zu gehen; denn die Neusser würden sich dann wahrscheinlich jeden Abend um die Eintrittskarten schlagen, was wir bisher noch nicht erlebt haben.

Simola.

Somit weiß ich für das erste Mal nach den Ferien nichts Besonderes zu vermelden, wie sehr ich auch grübele und sinne. Daß wir augenblicklich „Inventur-Ausverkauf“ haben, das werden auch die Herren der Schöpfung mittlerweile gemerkt haben werden, wenn die Gattin, die teure, mit einem Dausen Pakete und mit allerhand durchaus praktischen Dingen nach Hause gekommen ist, und um ein en kleinen Zuckers „gefötter“ hat. In Düsseldorf konnte man — glaube ich — Blumen pfundweise kaufen, und einen laufenden Meter Quatich aus uralten Zeitungen soll man als Beigabe gratis erhalten haben; ob das stimmt, weiß ich nicht, weil ich noch nicht in diesen Tagen in Düsseldorf war. Aber warum soll es nicht möglich sein? Ich bin übrigens auch einmal für einen Inventur-Ausverkauf in der Zeitungsbranche, daß wir unsere älteren Bestände auch einmal loswürden. (Gottgeot, jetzt krieg ich auch schon wieder Streit mit ungeräten!) Aber wir können unsere „ollen Kamellen“ schließlich immer noch einmal gebrauchen, und da die betagtesten und mit riesigen Vollbärten versehenen „Donnotts“ nach einigen Wochen immer noch einmal brauchbar sind, wenn wir sie neu aufbügeln, (was die unpolitische Chronik anbelangt) so wollen wir doch lieber mit alten guten Beständen geizen; oft werden sie durch das lange Liegenbleiben sogar noch besser.

Wir wollen das Beste hoffen.

Dias

Mit dem Motorrad durch Vorderasien

Eine abenteuerliche Wüstenfahrt

Von Georg Lechner

(5. Fortsetzung)

Verzweiflungskampf mit dem Sand

Ich breite die Sachen auf der Straße aus. Und als ob selbst der Himmel gegen mich wäre, steigen Wolken auf und verdecken die Sonne. Zwar gut für meinen Durst — aber wie lange wird es dauern, bis alles trocken ist? Und was mache ich mit den Vorräten? Nur eine Dose Saferstoden und eine Aluminiumbüchse mit Feigen sind noch genießbar. Alles andere muß ich wegwerfen. Was mir Sorge macht, ist der Wassermangel. Vielleicht werde ich aber einem Auto begegnen. Also noch kein Grund, den Kopf hängen zu lassen.

Immer noch steht die Bergkette vor mir. Unzählige Flußbetten durchschneiden die Straße, die an manchen Stellen nur durch kleine Steinhaufen als solche kenntlich gemacht ist. Sie ist schlecht, aber doch noch passierbar. Leichte Dünen trieben über den Weg. Mit Schwung geht es hinüber. Ein sehr steiler Anstieg beginnt und bald versperrt eine breite Flugandlschicht die Straße.

Ich fahre heran, aber nicht soweit, daß das Motorrad in der Bahn des Flugandes steht, der wie ein Meer unaufhaltsam dahinrinn. Und nun beginne ich, einen Weg durch die Düne hindurchzufahren. Ich muß rasch arbeiten, denn die rinnenden Sandtörnen verschütten stets wieder einen Teil meiner Arbeit. Nur eine halbe Stunde feinen Wind — und ich wäre fertig! Ganz sauber bekomme ich den Weg nicht. Eine Handbreit liegt der Sand stets wieder — so schnell rinnen die Körner. Also rasch auf die Maschine! Vollgas! Hinein! Ich komme durch! Ich komme durch! Schon bin ich auf der gegenüberliegenden Seite, etwa vier Meter Sandboden sind überwunden. Aber nun ist der Schwung erschöpft. Das Hinterrad bohrt sich immer mehr in den Sand ein. Schieben! ... Es ist zu schwer. Die Räder stecken schon zu tief im Sande. Auspusten! Rasch! Ich schnalle die Sachen ab und werfe sie auf den Boden. Kaum zwei Meter von mir entfernt, sind sie sicher. Der Wind ist stärker geworden. Ich fühle, wie die feinen Körner in die Ärmel und hinter die Kragen eindringen, schon ist das Motorrad bis an die Ähren in ihnen verschwunden. Man kommt so schwer mit der Schaufel unter das Rad. Den Flaschenzug her. Ein Keil muß in den Boden getrieben werden. Wo ist das Beil? Die Augen tränen, denn auch sie sind voll Sand. Ich schaufele, was die Kräfte erlauben. Dunkle Schleier wogen vor den Augen. Der Durst. Also Wasser her. Der ganze farge Vorrat muß daran glauben. Aber mir wird besser, und wieder schaufele ich. Ich habe meine Motorradbrille aufgesetzt, aber der Sand ist auch in sie eingeblieben. Unter den Zähnen knirscht er, in den Schuhen, im Hemd, überall ist Sand.

Soll ich mich begraben lassen?

Erschöpft werfe ich die Schaufel von mir. Nun lasse ich einfach am Vorderrad an und reiße es hoch. Der Sand sinkt in die entstandene Delle, und es steht ein Viertelmeter höher. Rasch laufe ich zum Hinterrad, dann zu dem des Beiwagens. Jetzt steht die Maschine wieder auf dem Sand. Er aber rieselt und rieselt, schon hat er von neuem die untere Hälfte der Räder verdeckt. Wenn bloß die Augen nicht so brennen würden! Schnell Zeltplanen unter die Räder. Schieben. Woher nimmt der Körper in Minuten der Gefahr soviel Kraft her? ... Ein Stückchen komme ich voran. Der Schweiß rinnt in Strömen. Jetzt hat das Vorderrad das Ende der Düne erreicht, die hier steil nach unten abfällt. Noch ein Rud — und noch einer. Nun bin ich durchgekommen. Das Rad ist geborgen.

Nun kann ich endlich weiterfahren. Den halben Tag habe ich hier zugebracht. Wie groß ist aber mein Schreck, als ich entdecke, daß es aus diesem Kessel keinen Ausweg gibt. Von allen Seiten ist er von Sanddünen umgeben. Ich bin richtig gefangen. Mir bleibt nichts anderes übrig als hier zu bleiben und zu warten, bis der Wind sich gelegt hat, denn ich kann es nicht wagen, ein zweites Mal durch den Sandregen hindurchzukommen.

Ich habe mein Zelt aufgeschlagen und mich zum Schlafen niedergelegt. Ohne vorher noch einmal in der Gegend umhau gehalten zu haben. So müde bin ich. Nur schlafen ...

Durststrecke am Rande der Ewigkeit

Ein Vermögen für einen Schluck Wasser!

Seit drei Tagen bin ich nun ohne Wasser. Die heißeste Zeit des Tages muß ich irgendwo im Schatten verbringen. Aber wo? Langsam schnalle ich das Zelt ab. Jede Bewegung macht mir Mühe. Der Körper schmerzt, als ob er mit Nuten geschlagen worden wäre. Ich bin furchtbar müde. Der Mund ist trocken, die Lippen sind aufgesprungen und bluten. In den Ohren dröhnt es. Nur ruhen ... Einige Schlucke Wasser, und ich könnte weiterfahren.

Ausgestreckt liege ich und atme die heiße, trodene Luft. Die Stiefel habe ich ausgezogen. Langsam nimmt der Schlaf mich gefangen. Oder — vielleicht ist es kein Schlaf, vielleicht ist es der Tod? ... Nun habe ich meine Maschine und das Gepäck gerettet, aber mit welchen Opfern! Die starke körperliche Anstrengung hat dem Körper die letzte Flüssigkeit entzogen. — Die Gedanken werden immer jählicher. ... Das Motorrad muß doch zugebunkelt werden. Es steht in der glühenden Sonne ... auch den Benzinbehälter habe ich nicht geschlossen. ... Aber mir fehlt die Entschlußkraft, aufzustehen. Wie schön wäre es, jetzt für immer einzuschlafen. ... Alle Sorgen, alle qualenden Gedanken wären auf einmal zu Ende. ... Nicht die Sonne, nicht die Kälte, nicht der Sand, noch der Durst könnten mir etwas anhaben. Du bist ihren Qualen entflohen, hast dem Schicksal ein Schnippchen geschlagen.

Bildern der Erschöpfung

Da — was war das? Klapperte nicht etwas am Motorrad? Mit einem Male bin ich hellwach. Wer kann

das sein? Laut knackt die Sicherung meiner Pistole. Eben noch habe ich den Tod gewünscht, und nun bin ich nichts als ein einziger Wehrwille.

Ich springe hinaus, barfuß, wie ich bin. Draußen ist ein Wind aufgekommen und spielt mit der Kette an meinem Motorrad. Ich schaue um mich. Ganz unheimlich erscheint mir jetzt das Hierbleiben. Wie konnte ich mich so unterlegen lassen? Ich muß weiter, auf jeden Fall. Die Beine tragen mich noch, die Hände können die Maschine noch steuern. Also das Zelt abbrechen, packen. ... Ich pfeife laut. Aber plötzlich wird es abermals Nacht um mich. Breitbeinig stehe ich, um nicht zu fallen. Wo ist das Zelt? Schwankend tappe ich vorwärts. ... Und nun liege ich wieder, klein und niedergedrückt. ... Stunden mögen so vergangen sein, zwischen Schlafen und Wachen. Der Tag neigt sich. Ich breche das Zelt ab und packe. Die Arbeit geht nur sehr langsam voran. Der Motor springt an. Die Landschaft gleitet an mir vorüber.

Rettung aus den Wolken?

Ich muß den Weg finden. Er muß da vorn liegen. Zu meiner Linken rieselt unaufhaltsam im Winde der Sand. Da gewahre ich plötzlich am Horizont einen schwarzen Strich, der breiter und größer wird. Dort steigen schwere, wassergefüllte Wolken auf. Es wird regnen! Es wird regnen! Ich werde trinken können. ...

Ich stehe hochaufgerichtet und schaue, wie die Wolken langsam am Mondhimmel heranwachsen. Tief atme ich, und mir scheint, als ob die Feuchtigkeit des in der Ferne niederfallenden Regens schon in der Luft läge. O, du herrliches Leben! In aufschäumender Freude strecke ich die Arme gen Himmel. Ich darf keine Zeit verlieren. Es muß ein Graben ausgehoben werden, damit das Wasser sich dort sammelt. Hier — mein Stiefel. Hier — die anderen Wasserfässer. Alles werde ich mit dem kostbaren Naß füllen. Ich werde mich waschen können und vor allem trinken, trinken. ...

Der Graben ist fertig. Der Wind hat zugenommen. Ein Viertel des Himmels ist nun von den Wolken bedeckt. Und ich schreie in die Nacht, mit dem Gesicht zu den Wolken, daß ich, wenn ich noch lebend nach Kairo kommen sollte, der ersten Bettlerin ein halbes Pfund schenken will. Laut pfeift der Wind, und der Sand rieselt und rinnt seinen endlosen Weg. Schon haben die ersten Wolkenfetzen den Mond erreicht. Er verdunkelt sich. Ich lege auf eine Düne. Soweit das Auge reicht, die endlose Wüste. In der

Ferne, im Mondlicht schimmernd, eine Hügelkette, rechts von mir eine tiefe Schlucht. In solch einer Schlucht mag vielleicht Wasser sein. Aber wozu brauche ich jetzt Wasser, wenn es regnen wird? ... Nun wende ich mich wieder den Wolken zu und — erstarre. ... Eben noch groß und mächtig, lösen sie sich in kleine Gruppen auf und zergehen in nichts. ... Es wird wieder heller. Ich kehre zum Lagerplatz zurück und bringe die leeren Eimer wieder an ihren alten Platz.

Spuren im verwehten Sand ...

Es ist so gleichgültig und still in mir geworden, als ob dies alles mich nichts mehr angehe. Langsam — um möglichst wenig Kraft zu verbrauchen — wandere ich nun der Schlucht zu. Trockene, stachelige Sträucher, die selbst tot zu sein scheinen, werfen scharfe Schatten auf den vom Monde hell erleuchteten Sand. Immer tiefer steige ich abwärts durch die verwehte Schlucht. Dumpf, fast unhörbar sind meine Schritte. Kein Lüftchen regt sich. Der Sand liegt bewegungslos. — Was ist das? ... Ich knie. Eine Spur ... Ein Kamel ist hier vorübergegangen. Die Spur ist noch ganz frisch. Wer mag das sein, der hier in der Nacht allein durch die Wüste reitet, und warum hat er sich diesen schwierigen Weg durch die Schlucht gewählt? Stehenbleibend, spähe ich um mich. Dann lege ich mich auf den Boden und drücke das Ohr fest auf den Sand. Totenstille. Wie oft habe ich so auf meinen abenteuerlichen Wegen das entfernte Herdegetrappel der Verfolger gehört oder gar in den weiten Ebenen Sibiriens das Herannahen eines Juges schon eine Stunde vorher feststellen können. Hier aber schweigt der Sand, der alles in sich begräbt.

An die fünfhundert Meter gehe ich der Spur nach, erstrecke einen Hügel und stoße plötzlich auf eine Stelle, an der der Sand zerwühlt ist. Es waren mindestens zehn Tiere, wenn nicht mehr. Bis weithin kann ich mit den Augen die Spuren verfolgen, die ihre weichen Füße in den Sand gedrückt haben. Auch Fußspuren von Gewehrträgern sehe ich. Die Gruppe war also bewaffnet. Was mag sie in der Nähe meines Lagers gesucht haben? ...

Wieder im Zelt lausche ich in die Stille ringsum. Das Rieseln des Sandes hat aufgehört. Der Mond hängt schweigend am Himmel, geräuschlos wandern die Wolken. Verdorrt und tot stehen die paar Sträucher. Nirgendes Leben. Kein Getier. Wie hätte es auch leben können in diesem ewig bewegten Sandmeer?

(Schluß folgt.)

BLICK IN DIE WELT

Niesenzigaretten für — Damen

Niedliche Damenzigaretten sind auf den Philippinen im Gebrauche. Sie besitzen nämlich eine Länge von 40 Zentimetern. Diese Niesenzigaretten dienen aber auch dem Bedarfe von fünf bis sechs Tagen. Die holden Raucherinnen lassen sie ausgehen, wenn ihr Appetit gestillt ist, und zünden sie wieder an, wenn er sich von neuem regt. Da natürlich eine Zigarette von solchen Ausmaßen ein ganz ansehnliches Gewicht besitzt, so hat man dieser Unbequemlichkeit dadurch abgeholfen, daß man das etwas spitzer gearbeitete Mundstück der Zigarette mit einer weichen Tabaksfaserfüllung versehen, in die man beim Rauchen fest hineinsteckt. Dadurch schmiegt und fügt sich das merkwürdige Gestell der Form des Mundes an und kann danach ohne Mühe oder Unbehagen festgehalten werden.

Die Leidenschaft des Rauchens ist bei den philippinischen Damen ganz allgemein verbreitet. Sie ergeben sich ihr so frühzeitig, daß schon kleine Mägdelein mit Zigaretten zwischen den Zähnen herumhüpfen und sich in der schwierigen Kunst üben, wohlgeformte Ringe zu blasen, worin sie miteinander weiteffern. Die Tabaktrollen, welche man diesen Kleinen in die Hand gibt, sind zwar nicht so maßig wie die ihrer Mamas, haben aber immerhin Länge und Umfang der bei uns gebräuchlichen Zigarren.

Wenn nun Damen sich dort fast halbmeterlange Zigaretten leisten, so sollte man annehmen, daß ein ausgewachsener Mann doppelt so lange und breite beansprucht. Das aber ist ganz und gar nicht der Fall. Im Gegenteil, während das ganze Geschlecht jene Niesenzigaretten zwischen den Lippen balanciert, halten die Männer auf den Philippinen am Gebrauche der zierlichen, auch bei uns üblichen Zigaretten fest. Zigaretten freilich, deren Nikotingehalt nirgends in solcher Stärke anzu treffen ist.

Der Rekord des Vistführers

In einem der ältesten Geschäftshäuser der New Yorker City feierte kürzlich der Führer des Hauptauszuges sein 35-jähriges Dienstjubiläum. Er hatte während dieser Zeit nicht einen Tag ausgelegt, war nie krank gewesen, und nach der Schätzung der Statistiker hat er eine Gesamtstrecke von 40 000 Meilen zurückgelegt.

Was an einem Haar hängt

Es gibt Kriminalfälle, bei denen die Entdeckung buchstäblich „an einem Haar hängt“, und sie hängt daran feier und sicherer, als man wohl annehmen mag. Die mikroskopische Untersuchung der Haare hat sich mehr und mehr zu einem wichtigen Hilfsmittel der Kriminalistik entwickelt. Gegenwärtig sind verschiedene Gelehrte damit beschäftigt, die Zusammensetzung der kleinsten Teilchen des Haarfettes und anderer wichtiger Bestandteile des Haares mikroskopisch genau zu untersuchen. Man hofft, dadurch die Methode noch zu vervollkommen.

Wenn ein Haar untersucht wird, während es im Wasser liegt, so löst sich das Fett, das die äußere Hülle des Haares umgibt, los und schwimmt in einer dünnen Wolke fort. Wenn man diese Teilchen nach ihrer Menge und ihrem Inhalt ganz genau bestimmen könnte, so würden dem mikroskopierenden Detektiv neue wertvolle Anhaltspunkte gegeben sein. In bestimmten Fällen ist nämlich keine andere Prüfung möglich, ohne daß das Haar dabei verlegt wird. Der Aufbau der Zellen im menschlichen und tierischen Haar ist gegenwärtig so vorzüglich klassifiziert und erörtert, daß die Mikroskopierung des Haares zu den wertvollsten Hilfsmitteln bei der Aufklärung von Verbrechen dient. Ein einziges Haar, das von dem Verbrecher zurückgelassen ist, kann ein sonst undurchdringliches Geheimnis aufhellen. Ist es das Haar eines Kindes, eines männlichen oder weiblichen Weibes, einer jungen oder alten Person? Ist es das Haar eines Weibes, eines Schwarzen oder Gelben? Ist es gefärbt, ist es natürlich geträubelt oder künstlich in Wellen gelegt? Ist es das Haar eines Menschen, der kurz geschnitten oder langhaarig geht? Ist der Besitzer gesund oder krank? Auf alle diese Fragen und auch noch so manche andere gibt die mikroskopische Untersuchung die genaueste Auskunft, und wenn sich der Schuldige erst einmal in seinem eigenen Haare gefangen hat, dann ist er rasch überführt. Ein einziges dünnes Härchen kann heute genügen, um einen Mann dem Henkerbeil auszuliefern. Wird z. B. bei einem Mord ein Haar an einer Waffe gefunden, die einem Verdächtigen gehört, und erweist sich aus der Untersuchung, daß dieses Haar tatsächlich von dem Ermordeten stammt, so ist bereits ein wichtiger Schuldbeweis erbracht. Die Identität der Haare einer bestimmten Persönlichkeit läßt sich aus zahlreichen Einzelheiten mit eben solcher Bestimmtheit erweisen, wie etwa die Fingerabdrücke die einzigartigen Merkmale eines Menschen aufweisen. Für diese sehr feinen Prüfungen werden zwei besonders gearbeitete Mikroskope gebraucht. Der winzigste Teil eines Haares genügt bereits, um damit zu arbeiten.

Wirtschaftskrieg im Wüstenraum

Im Wüstenraum Vorderasiens, zwischen dem Mandatsland Syrien und dem Königreich Irak, ist ein heftiger Wirtschaftskrieg ausgebrochen. Syrien hat sich entschlossen, seine vom Mittelmeerhafen Alexandrette nach Osten führende Bahn nach Persien hin zu verlängern. Außerdem sollen die irischen Häfen künftig Freizonen erhalten, so daß der persische Handel über Syrien geleitet werden kann. Bei den Kaufleuten des Irak hat das natürlich lebhaften Widerstand hervorgerufen. Sie fordern, daß ihre Regierung möglichst bald Gegenmaßnahmen ergreift. Als wichtigste wird der Ausbau einer Bahn von Haifa (Palästina) nach dem Irak betrachtet. Bisher ist der Verkehr von Bagdad westwärts mit großen, eigens konstruierten Wüstenomnibussen durchgeführt worden, weil sich dem Bau einer Bahn große technische Schwierigkeiten in den Weg gestellt haben. Man darf gespannt sein, ob der Wirtschaftskrieg der Wüstenörter hier eine Änderung schaffen wird. „Daily Express“ schätzt die Kosten der Bahn Bagdad—Haifa auf 3,5 Millionen Pfund.

MODE UND HEIM

Das Leben einer Erzählerin:

Königin Ullmann über sich selbst

Ich bin in der Schweiz, in St. Gallen am 14. Dezember 1884 zur Welt gekommen. Aber obgleich schon seither so viele Jahre verstrichen sind und man dieser ersten und einzigen Stunde seines Lebens fremder gegenübersteht, wie jeder anderen, so steht mich die einfache Tatsache, daß ich lebe, so oft ich auch immer zum Wundern mich aufgeleitet fühle, in unvergleichliches Erstauen. Vielleicht erklärt sich diese Verwunderung damit, daß ich nahezu ein Lebensalter lang in der Hauptstadt Zürcherin und nicht Witwenin gewesen bin. Dieses Zuschauer- und nicht Mitspielerleben hat wiederum seine Ursache darin zu suchen, daß mir das Sprechen selber schwer fiel und jede Silbe mich unfähigliche Anstrengung und Ueberwindung kostete.

Da überlegt man sich, ob man in Wirklichkeit etwas zu sagen habe. Und indem man sich überlegt, schweigt man auch schon. Geht nun darum, weil einem jemand bereits in diesem Augenblick des Bogenes zuvorgekommen ist, oder aber, da sich das Wort erübrigt. Das tut es öfters als man glaubt. — Mein Vater, ein Strickerfabrikant, ein Mann, der keineswegs dem Geld nachstrebte und sich am wohlsten bei der Hochwildjagd fand, starb früh und ließ meine Mutter mit zwei kleinen Waisen zurück. Wenn ich nun schon nicht gern sprach, so wäre immer noch zu erwarten gewesen, daß ich mit Eifer dem Lesen und Schreiben mich zuwandte.

hätte. Aber es blieb bei dieser Abneigung und ich erschrak vor meiner eigenen Neigung, belanglose, kleine Verse in die Luft zu sagen. Wie man sieht, ist es nicht dabei geblieben. Doch als ich des Lebens endlich mächtig war, oh wie wahr ist dieses Wort, wenn man sich es so schwer hat werden lassen müssen, da bediente ich mich lieber des mühseligen Erzählens. Um die Vergänglichkeit dieser Gabe war mir keineswegs leid gewesen, ja, dadurch, daß ich eine Geschichte eben jenem Menschen erzählte, für den sie einzig bestimmt war, zu seiner Verständigung mit mir, zu meiner eigenen mit ihm (welches auch lesterdings der Sinn vieler Geschichten sein mag, so hätte ich der Bruderichwäger noch lange entbehren können.

Undes mit den Jahren habe ich mich mehr und mehr zum Schreiben verkehren müssen. Denn manchmal kam es so, daß wohl die Geschichten sich einstellten, aber die Menschen, denen ich sie zu erzählen wünschte, in der Ferne weilten. Obwohl ich nun schon lange in Bayern lebe, hat sich bei mir immer eine heimliche Sehnsucht aus Kindheitstagen geltend gemacht, und es währte bis über die Mitte meines Lebens, bis die beiden Enkelkinder zusammenwuchsen und die goldgeprägte, bilderprächtige Frömmigkeit Bayerns die alte Liebe entzaten, wenn schon niemals vergehen ließen.

Eltern und Kinder

Von Adalbert Stifter

So über alle Wesen kostbar ist das reine Wort des Schöpfers, die Menschenwelt, daß sie noch unbedeutend und ahnungslos des Argen, das sie umgibt, und uns unfähig heiliger ist, als jede mit größter Kraft erwungene Besserung des Gewahrenen; denn nimmermehr trägt ein solcher aus seinem Antlitz unsern Schmerz über die einstige Zerstörung — und die Kraft, die er anwendet, sein Böses zu besiegen, zeigt uns fast drohend, wie gern er es beging; wir bewundern ihn, aber mit der natürlichen Liebe quillt das Herz nur dem entgegen, in dem kein Arges eingeht. Daher sagte vor zweitausend Jahren jener Eine: „Wehe dem, der eines dieser Kleinen ärgert!“

Die Kinder sind eine Gottesgabe, daß wir sie erziehen, wie es ihnen frommt, nicht wie es uns nützt.

Die Wiese, die Blumen, das Feld und seine Aehren, der Wald und seine unschuldigen Tierchen sind die ersten und natürlichsten Gespielen und Erzieher des Kinderherzens. Ueberlaß den kleinen Engel nur seinem eigenen, inneren Gott und halte bloß die Dämonen fern, und er wird sich wunderbar erziehen und vorbereiten. Dann, wenn das fruchtbare Herz hungert nach Wissen und Gefühlen, dann schick ihm die Größe der Welt, des Menschen und Gottes auf.

Belleidige Vorstellungen in den Kinderherzen wuchern lassen und sich damit trösten, daß die heranwachsenden schon anders werden würden, ist mindestens ein sehr großer Leichtsin, wenn nicht gar eine Verleumdung.

man bedenkt, daß die ersten Kindereindrücke die dauerndsten sind, daß sie oft das ganze Leben und den Charakter bestimmen, und daß bei den gebildeten Menschen die Anfänge der Jugend durchschimmern, um wieviel mehr bei den ungebildeten, die in späteren Jahren wenig Anspornung fanden. Dies wußten unsere Vorfahren sehr wohl, als sie das Sprichwort erfanden: „Jung gewohnt, alt getan.“

Der Unterricht ist viel leichter als die Erziehung. Zu ihm darf man nur etwas wissen und mitteilen können, zur Erziehung muß man etwas sein.

Es ist alles an uns Menschen so, daß es wieder von anderen Menschen großgezogen wird, und es ist das glücklichste Vorrecht bedeutender Menschen, daß sie in anderen auch das Bedeutende, das wohl sonst später zum Vorschein gekommen wäre, früher entwickeln.

Das Mutterherz ist der schönste und unverletzliche Platz des Kindes, selbst wenn er schon graue Haare trägt, und jeder hat im ganzen Weltall nur ein einziges solches Herz.

Die Kinder gehen fort, um sich die Welt zu erobern und lassen die Eltern allein, wenn ihnen diese auch alles geopfert, ihnen ihr ganzes Glück und das Blut ihres Herzens gegeben hätten. Es wird auch so schon das Gesetz der Natur sein. Die Liebe geht nur nach vorwärts, nicht zurück. Das sieht du ja schon an den Gewässern: der neue Trieb strebt immer von dem alten weg in die Höhe, nie zurück; der alte bleibt hinten, wächst nicht mehr und verdorrt.

Kleider aus zweierlei Stoff

Zu enge, zu kurze, zu unmoderne Kleider — darum aber noch lange nicht unbrauchbare Kleider! Wir haben heute die gute Gelegenheit, diese Kleider wieder brauchbar zu machen, weil wir nicht darauf angewiesen sind, unbedingt den Stoff aus gleichem Material zu ergänzen, sondern mit zweierlei Stoff zu ändern!

Beispielsweise ein schwarzes, glänzendes Abendkleid, das plötzlich lang und weit genug ist, wenn wir den Rock herunterlassen und ein Oberteil aus schwarzem, stumpfem Stoff mit Goldfäden durchwirkt, ansetzen. Ein helles Nachmittagskleid verwandelt sich in einen langen Kasak und wird durch einen schlichten Seidenrock ergänzt, der mit großen Knöpfen, Gürtel und Schleife auf dem Kasak harmonisiert. Und häufig braucht man sich nur durch breite, eingesezte Gürtel und gezogene Schulterteile oder Ärmel in anderem Material zu helfen, um ein ganz neues, reizvolles und modisches Kleid zu gewinnen.

Launen der Mode



Achtung Hausfrau!

Die Pflege der Kartoffeln

Bereits bei einer Kellertemperatur von drei Grad über Null frieren die Kartoffeln. Sie werden im Geschmack süß und sind nur noch im begrenzten Maße zu verwenden. Gefrorene Kartoffeln erholen sich aber wieder, wenn man sie mit Stroh oder biden Säcken zudeckt. Die Erwärmung muß langsam vor sich gehen. Wir müssen aber danach trachten, diese Kartoffeln möglichst bald aufzubrauchen. Sind die Kartoffeln vollständig durchgefroren, so kann man sie nicht mehr genießen. Für Futterzwecke sind sie aber noch verwendbar. Benutzt man für den Haushalt gefrorene Kartoffeln, taue man sie unmittelbar vor dem Gebrauch auf, achte aber genau darauf, daß sie nicht schon angefault sind. Ein Zeichen für verdorbene Kartoffeln ist es, wenn sie im Wasser schwimmen, anstatt unterzusinken.

Sehr schädlich sind Kartoffeln, wenn sie keimen. Kleinste Vorläufer werden im Frühjahr nicht davon verschont. Solange die Keime noch klein sind, entferne man sie. Sie müssen gründlich ausgebrochen werden, und beim Schälen sind die grünen Stellen gut auszuschneiden. In den Keimen entwickelt sich ein harkes Gift, das Solanin, das gesundheitschädlich wirkt. Man kann dem frühzeitigen Keimen der Kartoffeln durch eine möglichst niedrige Kellertemperatur und durch Lichtabsperren, auch durch häufigeres Umliegen größerer Vorräte vorbeugen.

Welche Kartoffeln lege man mehrere Stunden vor dem Verwenden in kaltes Wasser. Sie erholen sich dann wieder.

Süße Sachen

Vanillebrezeln. Zutaten: 140 Gramm Butter, 140 Gramm Mehl, 50 Gramm Zucker, 50 Gramm abgezogene Mandeln, gerieben, reichlich Vanille.

Die Zutaten werden vermengt und geknetet, schmale Streifen ausgerollt und Brezeln geformt, die bei mäßiger Hitze backen. Dann glasiert man sie weiß mit Eierschnee und Vanillezucker oder schwarz mit Schokoladenguss.

Zitronenkerne. Zutaten: 3 Eigelb, 375 Gramm Staubzucker, Schale einer, Saft von anderthalb Zitronen, halb Pfund geriebene Mandeln.

Das feste Eigelb wird eine halbe Stunde mit dem Zucker verrührt, dann mit dem Zitronensaft und der Schale vermengt, ein wenig davon für den Guss beiseite gestellt. Dann kommen die Mandeln dazu, die Masse wird ausgerollt, Sterne ausgestochen, glasiert und in mäßig heissem Ofen gebacken.

Aufläufe und Pudding gehen besser auf und bleiben nicht süß, wenn man die Form zuvor gut anwärmt.

Wann verjähren Forderungen?

Mit dem Jahresende verjähren die Forderungen aus den Geschäften und Einkäufen für den Haushalt, die nach dem 1. Januar und vor dem 31. Dezember 1931 entstanden sind. Dazu zählen beispielsweise Kaufpreisforderungen für Warenlieferungen, die Ansprüche der Elektricitätswerke für Lieferung von Strom, die Ansprüche für Auslagen und Lohn der Hausgehilfinnen und die Honorarforderungen der Lehrer, Ärzte und Rechtsanwälte.

Ein wenig Schönheitspflege

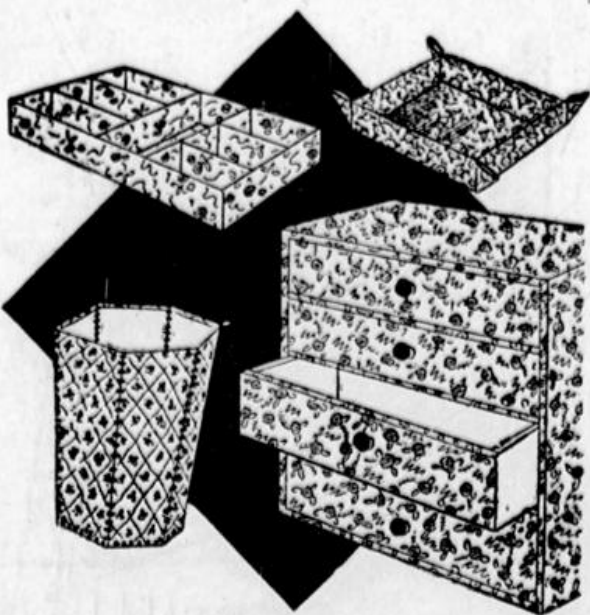
Halte dich gerade!

Die Mütter fangen als erste an, dem Kind eine falsche Haltung zu geben, dadurch, daß sie es falsch auf dem Arm tragen. Abgesehen davon, daß sie es vielzuviel auf dem Arm tragen — das Kind soll größtenteils flach liegen, damit die Wirbelsäule gerade wird; und strampeln können, damit die Muskeln gelöst werden — halten sie es auch meist schief, so daß sowohl die eine Beckenhälfte wie die eine Schulter höher stehen, als die der anderen Seite. Da außerdem das Kind sich überhaupt noch nicht und keinesfalls so lange gerade halten kann, so sinkt das ganze Körperchen etwas nach vorn, wobei sich der Rücken leicht krümmt. Man kann sich denken, daß bei dem noch weichen Knochengestütz sehr bald eine Verbiegung und Verkrümmung des ganzen Skelettsystems eintreten muß, die anfangs unmerklich ist, besonders so lange das Kind nicht läuft, die aber bald deutlicher wird, wenn die ersten Schritte gemacht werden.

Zunächst tröstet man sich und wird auch von den anderen noch darin bestärkt, daß sich alles noch „auswaschen“ wird. Aber wenn das Kind älter wird, schnell wächst und sich jetzt die schiefe Haltung, der runde Rücken, die absteigenden Schulterblätter bemerkbar machen, dann beginnt

das Erziehungswerk mittels unserer Beschwörungsformel: Halte dich gerade!; aber nun ist es bereits ein bißchen zu spät. Geht man jetzt wenigstens gleich zum Arzt, so kann dieser sofort die nötigen Maßnahmen treffen, um einer weiteren Verkrümmung vorzubeugen. Unter diesen steht an erster Stelle das orthopädische Turnen, das vom Schulturnen ganz abweicht, da es nicht die allgemeine Kraft und Geschicklichkeit stärken soll, sondern ganz den vorhandenen Fehlern angepaßt ist und immer zum Zweck hat, diese in das Entgegengesetzte umzuwandeln, also Rechtsverkrümmung nach links, Rückenwölbungen nach hinten, „hohles Kreuz“ durch Kagenbuckel auszugleichen. Daß dies nur in sehr geduldiger, langer und täglicher Übung geschehen kann, ist selbstverständlich. Dazu muß die Massage kommen, um diejenigen Muskeln zu kräftigen, die bei der falschen Belastung weniger gebraucht werden, im Wachstum etwas zurückbleiben, dadurch noch weniger leisten, wodurch das Uebel naturgemäß immer schlimmer wird. Werden die Muskeln durch die Massage und Übungen gekräftigt, so kann allmählich die kranke Seite normal weiterarbeiten, und die gesunde wird nicht überanstrengt.

Praktisches Heim



Ein wenig Karton und Chintz...

Praktische Handarbeiten — hübsche Arbeit und nützlich im Gebrauch — entstehen aus ein wenig fester Pappe und dem praktischen Chintz. Da wäre ein Flickkasten, der in viele kleine Fächer geteilt ist und Raum gibt für Stopfgarn, Stopfgeräte, gesunde und kranke Strümpfe. Ein praktischer Papierkorb besteht aus sechs gleichmäßigen Teilen, mit Chintz bezogen und in großen Stichen mit Lederband aneinander gefügt. Einfach und wie „zusammengesetzt“ wirkt die flache Schale, die jeden Tisch ziert und Abfälle aufnimmt, während schon ein kostbares Stück die Kommode ist, die aus Obstbäumen besteht und in diesem frohen Bezug, mit netten Knöpfen versehen, wirklich eine Zierde ist.

Bilder aus aller Welt



Zum 20. Jahrestag der Winterschlacht in Masuren.
Vom 4. — 22. Februar vor 20 Jahren gelang es der deutschen Ostarmee unter ihren ruhmreichen Führern, die Russen entscheidend zu schlagen und über die Grenze abzubringen. Unser Bild zeigt Generalstabschef General Ludendorff (links neben Hindenburg) vor dem Armeehauptquartier in Insterburg. Rechts neben Generalfeldmarschall von Hindenburg Oberst Hoffmann.



Brasilianische Ehrung für deutschen Naturforscher.
In Anwesenheit des Direktors des Berliner Botanischen Gartens, Professor Robert Pilger, wurde im Botanischen Garten zu Rio de Janeiro eine Büste des deutschen Naturforschers Carl Friedrich von Martius in den von ihm geschaffenen Anlagen feierlich eingeweiht.



Die Deutschen Heeres-Skimeisterkämpfe in Garmisch.
Im Rahmen der Deutschen Heeres-Skimeisterkämpfe kam in Garmisch-Partenkirchen der 25-Kilometer-Patrouillenlauf zum Austrag, den die finnische Mannschaft in der hervorragenden Zeit von 2:06:49 vor der Nationalmannschaft der Reichswehr gewann. Reichswehrminister Generaloberst von Blomberg beglückwünscht die siegreichen Finnen.



Drei Sportlerinnen — drei Nationen!
auf dem Eis von Kroatia. Die Münchener Eisläuferin Marie Serber (links), die in St. Moritz mit Ernst Vater die Europa-meisterschaft im Paarlaufen erringen konnte, die Engländerin Miss Colledge und Mme. Clairicetti (Frankreich).



Der Führer empfängt die von der Saarabstimmung heimkehrenden Auslandsdeutschen.
Der Führer und Reichkanzler empfing in der Reichskanzlei die aus Saarbrücken heimkehrenden Deutschamerikaner, die im Saargebiet ihrer Abstammungspflicht genügt hatten. Hier begrüßt der Führer Frau Mondenach aus Schanghai, die unter besonders beschwerlichen Umständen die weite Reise von China nach Saarbrücken unternommen hatte. Im Hintergrund Brigadeführer Schaub, der Adjutant des Führers.



Zum 30. Todestag von Adolf Menzel.
Am 9. Februar 1905 starb Adolf Menzel, der Maler preussischer Geschichte. Unser Bild zeigt sein Grab auf dem Friedhof in der Bergmannstraße in der Reichshauptstadt.

Bild rechts:
Landesdirektor a. D. Dr. von Winterfeldt-Mentlin
wurde vom Gesamtkuratorium der Hindenburg-Spende, einem Komitee des vereinigten Reichspräsidenten folgend, zum Vorsitzenden gewählt.

Bild Mitte:
Staatssekretär Koenigs Präsident des Verwaltungsrates der Reichsbahn.
Auf der Ordentlichen Tagung des Verwaltungsrates der Deutschen Reichsbahn wurde der Staatssekretär im Reichsverkehrsministerium, Koenigs, einstimmig zum Präsidenten gewählt.



Waldbwinter.

Ge
Kind
Spie

eine
Teil
schma
breit
die a
gewon
gesch
beleh
lang
Strei
zwich

Phy
— es
einem
Temp
Brenn
zwich
klar u
in de
lehen
U
festst
bedien
das S
winder
Dreht
fand,
fänner

8
7
6
5
4
3
2
1

K
Dane
b 6. f
Bauer

Ein
Jagd
für ein
Modell
sein ja
folgt a
Gelbge
ich Re
tatsäch
drehun
wird e
Tag
Geschw

Spielplatz der Jugend

Wir basteln uns ein Spiel

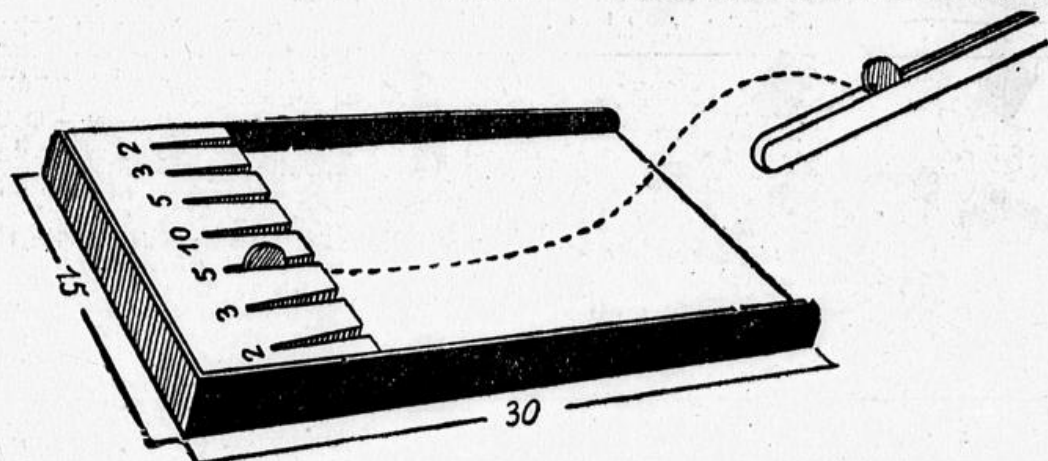
Einige Streifen Karton und ein Zwei-Pfennig-Stück

Aus ein paar Streifen Karton kann man ein hübsches Gesellschaftsspiel basteln, mit dem sich kleine und große Kinder gut unterhalten können.

In der Zeichnung steht ihr eine genaue Darstellung des Spielbrettes, das rechts, links und an der hinteren Schmalseite

bleibt, breit genug, um ein Zwei-Pfennig-Stück aufzunehmen. Das vordere Ende des Wurfbrettes aber erhält eine Füllung von einem 5 Zentimeter langen Kartonstreifen, der nach hinten zu abgefrägt wird.

Nachdem ausgefrägt wurde, wer anzufangen hat, nimmt



eine ungefähr drei Zentimeter hohe Leiste aufweist. Der dritte Teil des Brettes ist überdeckt von einem Kartonstück mit sieben schmalen dreieckigen Einschnitten, deren Öffnung dreimal so breit sein muß, wie ein Zwei-Pfennig-Stück dick ist. Die Ziffern, die an der Spitze der Einschnitte stehen, geben den Wert der gewonnenen Punkte an, die man beim Hineintreten gutgeschrieben bekommt. Das zu diesem Spiel nötige Wurfbrett besteht aus besonders dicken Kartonstreifen, welche 20 Zentimeter lang und 2 Zentimeter breit sein müssen. Zwei derartige Streifen werden mit einem Nagel zusammengeklebt, so daß zwischen ihnen ein Spielraum von einem guten Millimeter

der Größe des Wurfbretts mit dem längeren Ende in die rechte Hand, steht, indem es ganz wenig schräg hält, das Zwei-Pfennig-Stück hinein und läßt es nun mit einem kleinen Schwung auf das Brett rollen, indem er auf den mittelfsten Einschnitt zielt, der die höchste Zahl enthält.

Drei Würfe darf jeder hintereinander tun, die Summe wird zusammengezählt, und dreimal geht in dieser Art die Runde unter den Mitspielern. Das Ergebnis dieser neun Würfe jedes Spielers wird nun verglichen und nach der Höhe der Punkte werden nun die Preise aus dem Sammeltopf verteilt, in den jeder anfangs eine Spielmarke oder eine Pfeffernuß einzahlte.

Sind das Widersprüche...

... Es gibt Feuer und Wasser läuft bergauf ...?

Wie kann man aus Eis Feuer machen? Nun, die guten Physiker unter euch kommen vielleicht auf den richtigen Einfall — es ist eine ganz einfache Sache. Ihr wißt doch, daß man mit einem Brennglas die Lichtstrahlen sammeln und durch ihre hohe Temperatur Feuer erzeugen kann, nicht wahr? Nun — als Brennglas könnt ihr auch ein Stück Eis gebrauchen, daß ihr zwischen den Händen zu einer Linse schmelzen läßt. Ist das Eis klar und blasenfrei, dann sollt ihr einmal sehen, wie ihr damit in der hellen Winter Sonne ein Stück Papier in Brand setzen könnt.

Und daß Wasser bergauf läuft, könnt ihr ebenfalls schnell feststellen, wenn ihr euch dazu der Schraube aus dem Fleischwolf bedient, welche die Nahrungsmittel an den Messern vorbei durch das Sieb dreht. An seiner Statt nehmt ihr einen Stab und windet schneckenartig ein aus Blech geschnittenes Band darum. Dreht ihr diese Schraube, die Archimedes vor 2000 Jahren erfand, nun in einem engen Kanal, so werdet ihr beobachten können, daß Wasser aus einem niedriger stehenden Gefäß in ein

höheres getrieben wird. Die Schräge der Schraubenwindungen — die ziemlich weit auseinander stehen müssen — bleibt dauernd dieselbe, rückt aber dauernd vor und treibt das Wasser vor sich her.

Aus Schillers Jugendleben

Während Schiller, nach Schiller der Karlschule in Stuttgart, an den „Raubern“ arbeitete, wurde er eines Abends, als er gerade einige Stellen daraus vorlas, vom Hauptmann Schmiedenbecher unterbrochen, der seinen Rundgang hielt. Ein ernster Verweis über die laute Unterhaltung reizte den aufgeregten Dichter. Während Schmiedenbecher sich entfernte, pläzte Schiller mit den Worten heraus: „So einen Hauptmann schneid ich mir aus 'ner gelben Rübe!'“

Aber der Hauptmann hatte es gehört. Am anderen Morgen traten die Schüler in Reih und Glied an, denn der Herzog erschien. Er musterte sie lange; endlich rief er: „Schiller!“ Der trat vor.

„Hat Er gesagt, so einen Hauptmann schneid ich mir aus einer gelben Rübe?“

„Euer Durchlaucht, ich kann's nicht leugnen.“

„Schmedenbecher, laß Er eine gelbe Rübe und ein Messer holen!“

Eine Kausse trat ein. Der Herzog stand vor Schiller; dieser blickte zur Erde. Endlich wurden eine gelbe Rübe und ein Messer gebracht und auf einen Wink des Herzogs in Schillers Hände gehoben.

„Nun schneid Er mir einmal einen heraus!“

Schiller, in seiner Verlegenheit feuerrot, begann in der Tat an der Rübe zu schnitteln. Alle Anwesenden lachten; auch der Herzog, auf sein spanisches Rohr gekippt, sah verwundert zu und sagte nach einer Weile endlich zu Schmiedenbecher: „Es wäre doch spassig, wenn er wirklich einen herausbrächte!“

Schiller brachte aber natürlich keinen heraus und wanderte dafür in den Arrest.

Nieten in Kanada

Menschliche Skelette von mehr als zwei Meter Länge wurden in einem uralten Indianergrab am Ufer des Erie-Sees in Kanada gefunden. Sie waren mit ihren Waffen besetzt worden, die sich nicht viel von den Pfeilen und Bogen ihrer späteren Nachkommen unterscheiden. Die Schädelformen allerdings könnten auch von anderen Rassen stammen.

Die Urbevölkerung Amerikas birgt eines der größten Rätsel der Menschheitsgeschichte, das bisher nur durch Theorien gelöst wurde. Die Einwanderung aus Asien her allein konnte unmöglich die rote Rasse schaffen, es müssen von jeher Zuwanderungen aus dem Osten — möglicherweise über Grönland — her erfolgt sein. Nimmt man jedoch die Möglichkeit eines verfunkenen Erdteils im Atlantischen Ocean an, so ergeben sich natürlich zahllose unfotografierbare Theorien.

Die Schaufel für die kleine Schwester

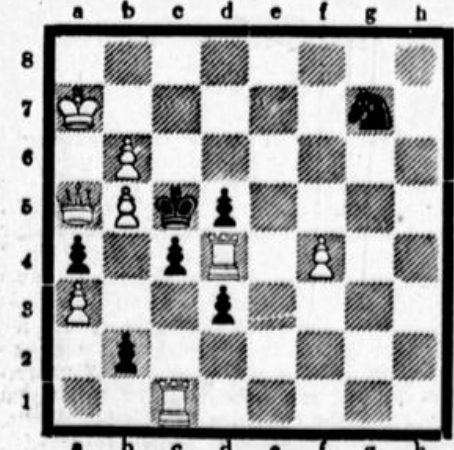
Schwesterchens kleine Finger können die Seile der Schaufel noch nicht fest genug umspannen, Schwesterchen muß, um sicher in seiner Schaufel zu sitzen, eine besondere Schaufel haben, und hier habt ihr ein Modell, das einfach herzustellen und recht



praktisch ist. Die Verarbeitung muß natürlich sehr sorgsam vorgenommen werden, mit Nageln und Leimen ist es nicht getan, die Bretter müssen auf Nuten eingeschoben werden. Die glatt gehobelten Flächen werden entweder gebeizt und ein wenig anpoliert oder mit Oelfarbe zweimal gestrichen und dann lackiert.

Schachaufgabe

Ernst Marwitz



Matt in drei Zügen

Kontrollstellung. Weiß: König a7, Dame a5, Turm c1, d4, Bauer a3, b3, b6, f4. — Schwarz: König c5, Springer g7, Bauer a4, b2, c4, d3, d5.

Kleine Rätselgeschichte

Ein junger phantastischer Mann ist auf der Jagd nach einem Supertapiradflugzeug, dessen erstes Modell bei der Probefahrt angeblich zerbricht sein soll. Der junge Mann schließt seine Erfolgschancen als außerordentlich und hofft damit einen Geldgeber zu finden. „Also stellen Sie sich vor, ich steige auf mit meinem Flugzeug und erreiche tatsächlich eine Geschwindigkeit, die die der Erddrehung übersteigt. Ich fliege, und vor mir wird es abwechselnd Nacht und Tag, Nacht und Tag. Das wurde mir langweilig, und ohne die Geschwindigkeit zu stoppen, wendete ich, flog

nun dauernd in der Nacht und konnte endlich schlafen.“

Ganz abgesehen von der technischen Utopie enthält diese Erzählung einen Irrtum, der von dem mangelhaften Wissen und der schlechten Logik des jungen Mannes zeugt. Er dürfte sich nicht wundern, daß sein Märchen für seine Projekte fand! Wo aber steht der Fehler?

Silbenrätsel

Aus den Silben

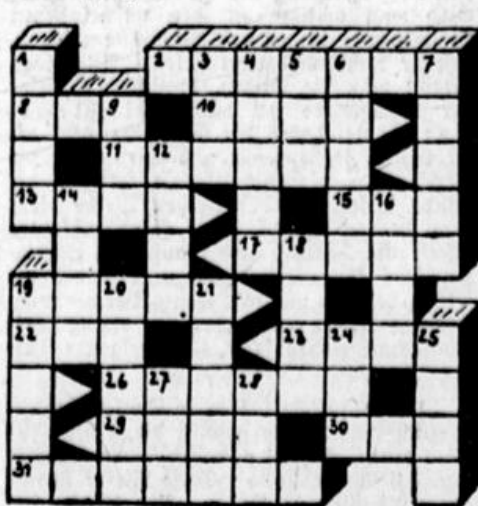
ach — bee — bres — but — ga — da — dah — be — de — e — ei — en — er — ert — go — hel — her — i — in — in — ta — tis — to — land — lau — li — si — su — mi — na — ni — nung — on — on — ost — pi — po — rat — re — sen — skor — skul — pi — ta — ter — ti — tim — tin — tu — tur — tür — u — va — gie —

Sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Spruch aus „Götter von Verfassungen“ von Goethe ergeben. (Acht Buchstaben.)

1. Herbstblume
2. Handwerkerzunft
3. Pädagoge
4. Stadt in Schottland
5. heiliges Seebad
6. giftige Spinnenart
7. deutsche Nordseeinsel
8. Gartenfrucht
9. Nachahmung
10. Hauptstadt im franz. Sudan
11. Bildhauerkunst, Bildwerk
12. zweitgrößte Samoa-Insel
13. Sinnesart, Gepräge
14. Edelstein
15. brit.-nordamerik. Dominium
16. Stadt in Thüringen
17. ausgebeuteter Soldat
18. Tabakgift

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 2. Wandbelleidung, 8. Fluß in Bayern, 10. niederländische Kolonie, 11. türkisch-persischer Gebirgszug, 13. pommerischer Küstenfluß, 15. weiblicher Kurzname, 17. Metall, 19. Bündel, 22. Laufvogel, 23. Drama von Shakespeare, 26. Eruptionstein, 29. Berg bei Innsbruck, 30. türkischer Männername, 31. Ruhestandempfänger.



Senkrecht: 1. Stadt in Schleswig-Holstein, 3. Vorname der Mutter Goethes, 4. europäische Hauptstadt, 5. weiblicher Name, 6. Gebirge der Karpaten, 7. Land im Himalaja, 9. Nebenfluß der Donau, 12. Nebenfluß der Donau, 14. holländische Stadt, 16. Fluß in Pommern, 18. Schweizer Nationalheld, 19. Raubvogel, 20. Edelstein, 21. chemisches Element, 24. griechischer Buchstabe, 25. Verfall, Untergang, 27. Baumteil, 28. englisches Bier.

Rätselausgabe

Lösung: Dame e3 — d3

Wenn Schwarz e4 x d3, dann r2 — f4 matt.
Wenn Schwarz Ke5 — d5, dann Dd3 — b5 matt.
Wenn Schwarz Td6 — d5, dann Dd3 — g3 matt.
Wenn Schwarz Td6 — e6, dann Dd3 x Td4 matt.
Wenn Schwarz Lf5 x Sh3, dann Dd3 x e4 matt.

Matt in zwei Zügen

Kuriose Geschichte

Beide Matrosen lehnten einander zugetraut, mit den Rücken an der Kelling. Der eine sah über Deck nach Osten, der andere ebenfalls über Deck fort nach Westen. So bereitete es dem einen durchaus keine Schwierigkeiten, die Kelling auf der Nase des anderen zu erkennen.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Raro, 4. Atem, 6. Pan, 7. Ange, 8. Idee, 9. Ras, 12. Amt, 15. Drau, 16. Oder, 17. Gig, 18. Amme, 19. Dran, 20. Senkrecht: 2. Arno, 3. Oper, 4. Ants, 5. Gien, 10. Arm, 11. Brom, 12. Auge, 13. Togo, 14. Leba.

Wie alt sind die Kinder?
Der Vater 58, Werner 16, Ludwig 13

Silbenrätsel

1. Range, 2. Elegie, 3. Rennen, 4. Bodegn, 5. Eremit, 6. Gattin, 7. Imme, 8. Reize, 9. Nation, 10. Tube, 11. Nieder, 12. Interesse, 13. Termin, 14. Raube, 15. Alena, 16. Engel, 17. Gießen, 18. Ernani — Wer beginnt mit Quagen, endet mit Betrugern.

Die drei Lehren

Ein orientalisches Schwank

Kalif Manzur ließ sich einst vom Hofdichter Thaalibi Verse vortragen.

Ein Gedicht gefiel dem Kalifen so sehr, daß er entzückt ausrief:

„Dieses Poem ist wundervoll und verdient preisgekrönt zu werden. Wähle, was dir lieber ist: Soll ich die 300 Goldtoman geben oder drei weiße Lehren, von denen jede unter Brüdern 100 Goldtoman wert ist?“

Um sich die Gunst des hohen Herrn zu erhalten, erklärte der Dichter nach kurzem Bedenken:

„Weiße Lehren haben bleibenden Wert, deshalb ziehe ich sie dem Golde vor.“

„So höre die erste Lehre“, versetzte der Kalif. „Wenn dein Chalat fadensteinig wird, so lasse ihn nicht mit einem neuen Lappen flicken, denn dieses Kleid wird einen schlechten Eindruck machen.“

Die Gesichtszüge des Dichters verdunkelten sich und er sprach bei sich: „Nun habe ich 100 Toman eingebüßt.“

Der Kalif lächelte und fuhr fort: „Merke auf, denn nun folgt die zweite Lehre: Wenn du deinen Bart schneidest, so achte darauf, daß das Ende desselben trocken bleibt, damit der Kragen deines Gewandes nicht beschmutzt wird.“

Beim Anhören dieser Alltagsweisheit stieß der Dichter einen schmerzlichen Seufzer aus. „O Allah, nun sind 200 Toman beim Teufel“, dachte er.

Wieder lächelte der Kalif und sprach: „Und nun kommt die dritte Lehre.“

Da unterbrach ihn der Dichter mit den Worten: „O Ehrwürdiger, ich flehe dich an, behalte diese Lehre für dich und schenke mir dafür die 100 Toman, die mir mehr als alle Weisheiten der Erde wert sein sollen.“

Da lachte der Kalif und ließ dem Dichter 500 Goldtoman auszahlen.

Stammesbuchblatt

„Bist beim Eramen du gefallen, Verhehl's nicht; Hast einem Mädchen du gefallen, Erzähl's nicht; Drängt's dich zu lyrischen Ergüssen, Musse nicht; Hast dennoch Verse du gerissen, Drud sie nicht.“

Im Weinlokal

„Was haben Sie denn da für ein großes Buch, Herr Wirt?“
„Ach, darin mache ich immer Eintragungen über Bestand und Verschaffenheit meiner Weine.“
„Aha, also eine Art Taufregister!“

Der Frauenkenner

„Die Verschwendungslust meiner Frau wird mich noch ruinieren. Es ist enorm, was sie allein für Handschuhe ausgibt!“
„Ich kann nicht klagen, meine Frau trägt gar keine.“

„Wie machen Sie denn das?“

„Sehr einfach — ich habe ihr einen Brillanzring geschenkt.“

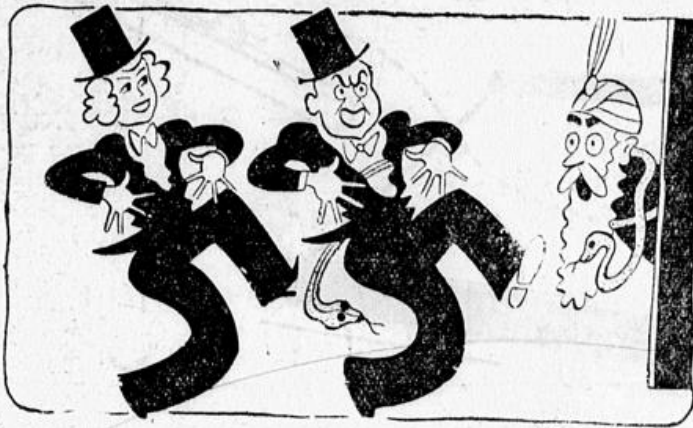
VARIÉTÉ



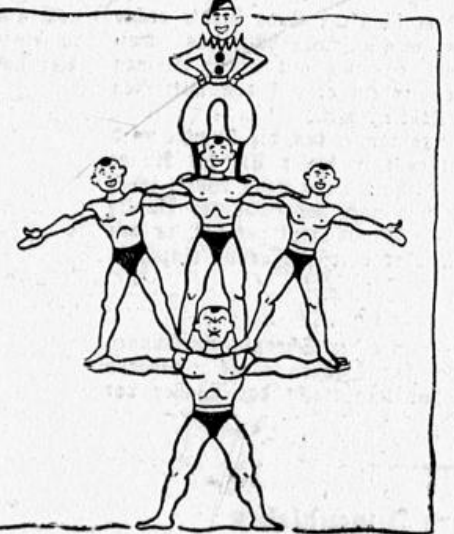
Sensation aus USA!
Der verliebte Cowboy



Der Gedankenleser: „Du hast jetzt gedacht, wenn ich dich um zehn Mark anpumpen würde, würdest du sie mir nicht geben!“ — „Galt!“ — „Also dann gib her!“



Kleiner Zwischenfall:
„So temperamentvoll hast du noch nie getanzt, Peter!“



„Verflucht, ist das heute schwer!“
„Ja, der Obermann hat 'ne Stulle gegessen.“



Der Photograph: „Können Sie sich nicht etwas zwangloser und natürlicher hinsetzen?“

Protekt

„Hören Sie mal, mir gefällt die Bedingung nicht, daß der Anzug bis zur Bezahlung der

letzten Rate Ihr Eigentum bleiben soll. Ich bin es nicht gewohnt, fortwährend in fremden Sachen rumgulaufen.“

Stimmung

„Sonderbar, ich bin im selben Augenblick geboren, in dem Richard Wagner gestorben ist!“
„Ja, ja, ein Unglück kommt selten allein!“

Der Schatz

Minna geht mit einem russischen Emigranten. Der Russe erzählt von seiner Flucht.
„Viele von uns haben vorher ihre Schätze im Walde vergraben.“
„Meint Minna: Lebendig?“

Eine Auseinandersetzung

Sie: „Bei den jungen Eheleuten im zweiten Stock scheint auch nicht alles so zu sein, wie es sein sollte. Als ich neulich abends mal zu ihnen kam, sah er im Salon und sie sah hinten im Speisezimmer allein.“
Er: „Um — also jedenfalls eine kleine Auseinandersetzung.“

Da lachen die andern

Tourist: Wieviel macht die Tage für diese Tour?

Führer: „Drei Francs pro Person. Sie sind zu viert, also macht es 12 Francs.“

Tourist: „Können wir uns aber auch sicher auf Sie verlassen?“

Führer: „Ganz unbefragt — übrigens, wenn einer abhauen sollte, beantrage ich selbstverständlich nur neun Francs.“
(Il motto per ridere.)

Der berühmte Maler kritisiert die Arbeiten eines jungen Schülers: „Was soll denn das sein, was Sie da flecken?“

„Ein Haifisch, Herr Professor!“

„Na, jedenfalls beweist mir das, daß Sie noch nie einen Haifisch gesehen haben!“

„Nein, Herr Professor, ich bin auch ganz sicher, daß Raphael niemals Engel gesehen hat.“
(Louisville Times.)

Erster Landstreicher, mißmutig einen Strom von Spaziergängern beobachtend: „Schredlich, diese Ferien!“

Zweiter Landstreicher: „Ja, man kommt sich gleich so gewöhnlich vor, wenn Kretsch und Pletsch so nichts zu tun hat, was?“
(Case and Comment.)

Die neue Praxis

„Warum hat denn der Herr Doktor seine Sprechstunden zwischen sechs und acht Uhr abends angelegt?“
„Weil unser Patient nur in diesen Stunden Zeit hat.“

Kindermund

„Papa, dem Onkel Artur scheint doch die Entfettungskur nichts genützt zu haben.“

„Wie?“

„Nun — er schreibt doch hier auf dieser Karte: Ich habe meine Geschäfte wieder in vollem Umfang aufgenommen.“

Abstand

„Ich glaube, Herr Müller, wir kriegen heute noch ein Gewitter“, sagte der junge Buchhalter zu seinem Chef.

„Wit? Wit? Darf ich fragen, seit wann Sie Teilhaber der Firma sind?“

Wald Feld und Heide

Jagd im Februar

Der Februar steht selbstverständlich im Zeichen der Wildhege. Fütterungen und Salzlecken müssen überall in Ordnung gehalten werden, und bei hoher Schneelage schafft man dem Wilde durch Pflügen mit dem Schneepflug schneefreie, bequeme Stellen auf Waldwegen und Schneisen. Auch die Fütterungen für das Federwild im Felde sollten stets soweit überdacht sein, daß die Schneemengen nicht durch scharfe Ost- und Westwinde unter die Schutzhütten geweht werden können. Langgestreckte, tiefliegende Anlagen sind den auf hohen Hängen stehenden, nicht abgegränzten Fütterungen vorzuziehen. Bedingung ist dabei nur, daß die Umgebung nach Möglichkeit schneefrei gehalten wird.

Der Fuchs ranzt, und seine Bejagung mit der Flinte während des Anstiehs an guten Plätzen ist ein unterhaltendes Weidwerk, weniger wegen des Ertrags, als vielmehr wegen der Beobachtung der Tierwelt im winterlichen, schneeverhangenen Wald. Kleine Drückjagden auf Hasenbahnen und Karnickel, Abendanstand auf zu Holze streichende Krähen geben Gelegenheit, auf die Flinte zu führen. Wechsel und Wilderstände sind von Zeit zu Zeit nach Schlingen abzufahren, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß die Brut der Schlingenvögel zu gern die Notzeit des Wildes benutzt, um seiner auf die gemeinste Art und Weise habhaft zu werden.

Rosbare Bäume

Wenn man an einem schönen Nachmittage einen Spaziergang am Fluße unternimmt, wird man achlos an den unscheinbaren Weiden vorbeigehen und sich höchstens sagen, daß sie nicht viel wert seien. Allerdings nimmt man die langen, biegsamen Zweige der Bruchweide zu mancherlei Flechtwerk, die Kohle der Salweide gibt die wertvolle Zeichenkohle und wird auch zur Bereitung von Schießpulver verwendet, die Rinde dieser und der weißen Weide dient zum Gerben des dänischen Handschuhleders sowie zum Färben. Aber außer zu Schnitzholz für kleineres Küchengerät findet die Weide bei uns nur sehr wenig Verwendung. Welchen Nutzen man aber aus einem Weidenstamme ziehen kann, zeigt folgende Tatsache:

In der Grafschaft Essex in England wurde kürzlich eine Weide gefällt, die einen Fuß über dem Erdboden gemessen, einen Umfang von 5,6 Meter hatte. Diese Weide schätzte man auf etwa 55 Jahre. Der Käufer des Stammes, ein Fabrikant von Eridet-Schlagholzern, verfertigte nicht weniger als 1150 dieser Hölzer aus dem einen Stamme. Seht man den Preis dieser Schlaghölzer nur mit 2 Mark das Stück an, so ergibt sich ein Nutzen von 2300 Mark allein für die Schlaghölzer. Die Kosten für deren Anfertigung ontnten aus dem Erlös für Rinde, des brigen Astholzes und Reifigs bestritten werden.

Was das Eichenholz betrifft, so steht es jetzt lange nicht mehr so hoch im Preise als früher, wo es noch ausschließlich zum Bau von Schiffen Verwendung fand. Doch bringt ein gesunder, gutgewachsener Stamm immer noch ganz annehmbare Summen ein. So wurde z. B. eine Eiche, die einen Durchschnitsumfang von 7 Meter und ein Gewicht von 400 Zentner hatte, von einer Möbelfabrik mit 3000 Mark bezahlt.

Bedeutend wertvoller als diese Rieseneiche war ein Rotholzbaum, der kürzlich in Kalifornien gefällt wurde. Dieser Rieseneiche maß 9 Meter im Durchmesser und konnte nur durch Anbohren mit riesigen Stahlbohrern zum Fallen gebracht werden. Diese Arbeit wurde von fünf Männern innerhalb 24 Tagen zu Ende geführt. Der Stamm gab zerhackten 520 000 Fuß einjähiges Holz und brachte ohne Reifig und Rinde 50 000 Mark ein.

Dies ist vielleicht die größte Summe, die jemals für einen Huholzstamm gezahlt wurde. Unvergleichlich höher aber sind die Summen, die für Bäume gezahlt werden, deren Holz ausschließlich zu Schiffsrümpfen verwendet wird. Es sind dies hauptsächlich Zirkelbäume, Walnuss, Mahagoni und die Ostholzer. Das beste Huholzbaumholz ist das des schwarzen Walnussbaumes, der in Amerika vorkommt. Welch fabelhafter Wert oft in einem solchen Baume steckt, beweist folgender Fall:

Ein Landwirt in Tennessee verkaufte an einen Händler eine Anzahl Walnussbäume.

Für einen besonders knorrigen alten Stamm, den der Landwirt zuerst gar nicht mitangeboten hatte, weil er ihm zu verwachsen und unansehnlich schien, bot der Händler 700 Mark. Ein solches Gebot für einen Stamm, der nicht einmal besonders gerade und außerordentlich altreich war, machte den Farmer stuhlig. Als der Holzhändler im weiteren Verlaufe sogar das Doppelte bot, weigerte er sich, den Baum überhaupt zu verkaufen, ehe er einen Sachverständigen um Rat gefragt habe. Dieser schätzte den Stamm auf 4000 Mark. Für diese Summe gab der Farmer schließlich den Baum ab. Dieser wurde nun gefällt, nach New York gebracht und hier von einem Fournierhersteller für die annehmbare Summe von — 60 000 Mark erstanden. Dabei machte dieser aber noch ein glänzendes Geschäft. Denn das Holz dieses alten knorrigen Stammes erwies sich als so wundervoll gemauert, wie man es nur höchst selten antreibt, und die Fournierplatten, die aus dem Stamme geschnitten wurden, erzielten einen sehr hohen Preis. Im ganzen erhielt der Hersteller für seine Platten 240 000 Mark, also fast eine Viertel Million. Und das als Erlös aus einem einzigen Baume!

Wußten Sie schon ... ?

... daß in dem sehr flachen Rudofsee in Ostpreußen infolge der Kälte sämtliche Fische eingetrozen sind? Den Fischern gelang es, einige größere Fische ertöten und ertöten aus dem Eis herauszubauen. Der Schaden ist sehr groß.

... daß die Biberkolonien in Skandinavien, vor allem in Norwegen, stark zugenommen haben? Auch in Gegenden, in denen dieser seltene Rusch völlig verschwunden war, hat er sich wieder eingefunden. Einzelne Biber sind so stark von ihm bedrückt, daß man der bedröhten Holzbestände wegen der Naturforsch, der auf dem Biber liegt, lodern mußte.